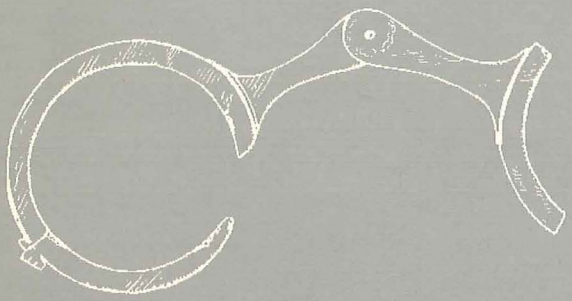
Denkmalpflege in Lüneburg
2004



Denkmalpflege in Lüneburg
2004

Lüneburger Stadtarchäologie e.V.
Lüneburg 2004

Impressum

Denkmalpflege in Lüneburg 2004

herausgegeben von Edgar Ring
im Auftrag des Vereins
Lüneburger Stadtarchäologie e.V.

Lüneburg 2004
ISBN 3-932520-09-2
© Lüneburger Stadtarchäologie e.V.
Layout: Angela Schoop
Lithos und Belichtung: Ebeling & Blumenbach GmbH
Druck: Druckerei Wulf

Inhalt

Vorwort 5

Jaspar, Melchior, Bal... – ein Fingerring aus Kupfer 7

Zwei spätmittelalterliche Trippen aus Lüneburg 13

Getrübte patrizische Weltsicht in Lüneburg? 19

Obst und Früchte im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Lüneburg 25

Die Totenkronen oder -kränze aus der St. Lambertikirche in Lüneburg 35

Über kurz oder lang. Die seltene Vollständigkeit eines zerbrechlichen Objektes 45

„Also nahm dat Evangelium to und schaffede Frucht".
Archäologie der Reformation in Lüneburg 49

Vorwort

Edgar Ring

Die Herausgabe der Reihe „Denkmalpflege in Lüneburg" erfolgt nun jeweils im Frühjahr des dem Berichtzeitraum folgenden Jahres. Der Grund liegt nicht allein darin begründet, dass Jahr für Jahr die Hoffnung besteht, sich zum Jahreswechsel mit größerer Muße den Redaktionsarbeiten widmen zu können, sondern auch im Jahresrhythmus des Vereins Lüneburger Stadtarchäologie e.V., der schließlich die Herausgabe dieses Resümees ermöglicht. Zur Jahreshauptversammlung liegt nun ein weiterer Rückblick auf die Arbeit der Denkmalpflege in Lüneburg vor. Die Projekte des Vereins basieren auf dem Engagement der Mitglieder. Sie nutzen ihren gesellschaftlichen Einfluss für die Sache der Denkmalpflege, sie unterstützen den Verein finanziell. Mittlerweile erscheint es selbstverständlich, dass der Verein, der laut Namensgebung der Archäologie verpflichtet ist, auch die Baudenkmalpflege mit einschließt. Nach wie vor steht im Zentrum des Engagements des Vereins die Unterstützung einer städtischen Einrichtung mit dem Bewusstsein, der Kommune nicht die Erfüllung einer so genannten freiwilligen Leistung abzunehmen, sondern die Bereitschaft der Stadt Lüneburg zu honorieren, nach wie vor die Denkmalpflege als eine städtische Aufgabe zu sehen, die der besonderen historischen Situation der Stadt verpflichtet ist. Die Denkmalpflege ist gerade für den Kommunalpolitiker nicht immer ein bequemer Partner. Viele, auch konträre Interessen müssen oder sollen berücksichtigt werden.

Die Stadtarchäologie konnte sich in den vergangenen Monaten intensiver der Auswertung von Ausgrabungen, die zum Teil schon vor Jahren durchgeführt wurden, widmen, da kaum archäologische Maßnahmen in der Stadt notwendig waren. Die wissenschaftliche Auswertung der Ausgrabungen der Lambertikirche ist abgeschlossen. Als Ergänzung ihrer Magisterarbeit über die Lambertikirche stellt Dana Vick nun die Totenkronen, die das Niedersächsische Landesamt für Denkmalpflege restaurierte, vor.

Auch der Bericht über die Trippen von Birthe Haak entspringt einer Magisterarbeit am Archäologischen Institut der Universität Hamburg.

Der Bericht über Tonpfeifen von Ralf Kluttig-Altmann spiegelt die schon lange andauernde Verbindung zur Tonpfeifenforschung wider. Im Mai 2004 trafen sich im Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg fast 50 Spezialisten aus Frankreich, Großbritannien, Lettland, den Niederlanden, Polen, Schweden, Ungarn und Deutschland zur 18. Tagung des „Arbeitskreises Tonpfeifen". Der Mentor dieses Arbeitskreises, Dr. Martin Kügler, regte auch eine Ausstellung zum Thema „Tabak und Tonpfeifen im südli-

chen Ostseeraum" an. Funde der Stadtarchäologie und Objekte des Museums für das Fürstentum Lüneburg machten einen großen Anteil an dieser Ausstellung im Ostpreußischen Landesmuseum aus.
Die ebenfalls im Ostpreußischen Landesmuseum Anfang 2004 gezeigte kleine Ausstellung zur Stadtarchäologie in Lüneburg und Tartu, der estnischen Partnerstadt Lüneburgs, ist der Anfang einer Zusammenarbeit, die der Direktor des Museums, Dr. Ronny Kabus, mit viel Engagement fördert. Zum Internationalen Hansetag 2005 in Tartu wird die Ausstellung „Glaskultur in Niedersachsen" gezeigt werden. Diese von der Stadtarchäologie konzipierte Wanderausstellung ist bis Ende 2006 ausgebucht.

Ein Teilresümee seiner botanischen Forschung für die Stadtarchäologie Lüneburg präsentiert Dr. Julian Wiethold. In seinem Magazin harren noch etliche botanische Proben aus dem Lüneburger Untergrund der Publikation, die meistens dann erfolgt, wenn auch die archäologischen Auswertungen der Ausgrabungen vorliegen. So wird hoffentlich noch in diesem Jahr ein Abschlussbericht zur Ausgrabung der Lambertikirche publiziert, der nicht nur die Magisterarbeit Dana Vicks und die schon in einem früheren Heft kurz vorgestellten anthropologischen Untersuchungen vorstellen wird, sondern auch die Ergebnisse paläobotanischer Untersuchungen in der Lambertikirche.

Einen ungewöhnlichen Fund einer archäologischen Maßnahme des Jahres 2004 präsentiert Dr. Eckhard Michael. Der kleine Fingerring trägt eine aufschlussreiche Inschrift.

Im Magazin der Stadtarchäologie schlummern noch viele interessante Funde, wie etwa das Brillenetui, das Jahrzehnte nach seiner Ausgrabung nun publiziert wird.

In das Blickfeld der Archäologie rückt seit einiger Zeit die Reformation. Dies ist Anlass, einen ersten Überblick über die Funde der Stadtarchäologie Lüneburg zum Thema „Archäologie der Reformation" zu geben.

Das Heft „Denkmalpflege in Lüneburg 2004" mit dem Schwerpunkt Archäologie war schnell mit Beiträgen gefüllt. Einen bedeutenden Anteil haben junge Wissenschaftler, die archäologische Quellen zur Geschichte der Stadt Lüneburg bearbeiten. Auch in Zukunft wird die Stadtarchäologie auf diese „freien" Mitarbeiter zurückgreifen müssen. Der Verein Lüneburger Stadtarchäologie e.V. wird deren Arbeit unterstützen.

Jaspar, Melchior, Bal... – ein Fingerring aus Kupfer

Eckhard Michael

Im Sommer 2004 erforschte die Stadtarchäologie Lüneburg das Grundstück, auf dem sich bis 1782 die Baulichkeiten des Hospitals St. Benedicti befanden. Zu den beachtenswerten Funden der durchgeführten Ausgrabung gehört ein äußerlich eher unscheinbarer Bandring aus Kupfer (Abb. 1). Sein Durchmesser beträgt 21 mm, die Höhe 3 mm. Der Ring ist nicht vollständig geschlossen, sondern weist eine ca. 2 mm breite Lücke auf. Die beiden diese Lücke begrenzenden Enden des Ringes sind sorgfältig geglättet.

Die gesamte Außenseite des Objektes trägt eine erhabene Inschrift in gotischer Majuskel. Sie lautet: IASPAR . MELCHIOR . BAL<Lücke>I (?) . Die Worttrennung erfolgt durch länglich ausgezogene Vierpassornamente in Zeilenhöhe. Einzelelemente des Schriftbildes wie der weit nach oben reichende dreieckförmige rechte Abschluss des L oder die geschwungene Form der linken Haste des A erlauben eine Datierung in das letzte Viertel des 14. Jahrhunderts.
Trotz der Unsicherheit in der Lesung am Ende der Inschrift ist eindeutig, dass neben den Namen Jaspar und Melchior der Name Balthasar gemeint ist. Ob dieser jemals vollständig ausgeschrieben war, die Lücke also nachträglich eingebracht wurde, lässt sich nicht entscheiden.

Die Namen verweisen auf den Dreikönigskult, der im späten Mittelalter eine erhebliche Rolle in der Volksfrömmigkeit spielte. Seit dem 9. Jahrhundert sind die Namen Kaspar, Melchior und Balthasar für die drei Magier oder Weisen aus dem Morgenland belegt. Seit dem 12. Jahrhundert wird einer von ihnen stets als Mohr dargestellt, zuerst Balthasar, später dann Kaspar. Damit korrespondiert, daß die Magier oder Könige von nun an auch die drei Erdteile symbolisieren, wie seit dem Frühmittelalter bereits die drei Lebensalter. Solche Deutungen sind indessen von nachgeordneter Bedeutung, denn vorrangig stehen die Könige mit der Geburt Christi in Verbindung.

Abb. 1

Das Matthäusevangelium und, darauf basierend, das legendarische Schrifttum berichten von den drei Weisen aus dem Orient, die durch einen Stern auf die Geburt eines Königs im jüdischen Land hingewiesen werden und den Entschluss fassen, dem Neugeborenen zu huldigen. Sie treten ihre Reise an, gelangen nach Palästina, wenden sich dort an den jüdischen König Herodes, erbitten Auskunft über den Geburtsort und werden nach Bethlehem verwiesen. Herodes, der seine Position durch den neugeborenen König bedroht sieht, fordert die Orientalen auf, ihm nach Ende des Besuchs in Bethlehem Bericht zu erstatten. Dadurch erhofft er sich nähere Informationen, die seinen insgeheim gehegten Plänen, das Kind zu töten, dienlich wären. Die Weisen werden in einem Traum vor Herodes gewarnt und kehren auf anderem Weg zurück, nachdem sie Christus angebetet und ihm ihre Gaben Gold, Weihrauch und Myrrhen dargebracht haben. Schon in der frühchristlichen Kunst ist die Anbetung der Könige wesentlicher und beliebter Gegenstand bildlicher Darstellung.

1158 wurden ihre Reliquien in Mailand aufgefunden, 1164 nach Köln überführt. Seitdem ist die Stadt das Zentrum des Dreikönigskultes. Er wurde von der offiziellen Kirche stets nur toleriert, fand jedoch gleichwohl große Popularität und rasche Verbreitung. Die Könige wurden besonders als Patrone der Pilger und Reisenden angerufen. Man schützt sich gegen mannigfache böse Gewalten durch ein Bild der Könige, das man mit sich führt. In Brauchtum und Aberglauben spielt der Dreikönigstag, der 6. Januar, eine erhebliche Rolle. Sehr lebendig war die Vorstellung, die Könige seien zwischen Weihnachten und dem 6. Januar leibhaftig im Lande unterwegs. Der noch heute geübte Brauch des Sternsingens findet hier seine unmittelbaren Wurzeln.

In der Volksfrömmigkeit waren die Könige offensichtlich allgegenwärtig. Häufig trug man Königsdarstellungen bei sich, die Amulettcharakter besaßen. Eine solche Funktion ist auch dem Lüneburger Ring zuzusprechen. Er schützte seinen Träger nicht durch ein Bild, sondern gleich- oder gar höherrangig durch die Namen der Könige. Im übrigen gehört das Objekt zu jenen schlichten, mit Inschriften versehenen Fingerreifen, denen man - wie Ringen mit Heiligendarstellungen - magische Kräfte beimaß. Sie sollten den Träger vor Krankheiten oder auch dem Bösen bewahren. Somit ist der Lüneburger Ring also eher als Amulett und nicht als Pilgerzeichen anzusehen.

Solche Pilgerzeichen - zumeist filigrane, gegossene Reliefdarstellungen - sind seit dem 12. Jahrhundert nachzuweisen. Sie wurden in großer Zahl an Wallfahrtsorten produziert und von Pilgern als sichtbares Zeichen einer vollzogenen Wallfahrt erworben. Es ist gesichert, dass Pilger-

Abb. 2

zeichen an manchen Orten innerhalb weniger Wochen zu Hunderttausenden verkauft wurden. Es handelt sich also um ausgesprochene Massenerzeugnisse.
Als Massenerzeugnis ist allerdings auch der hier vorliegende Ring anzusehen. Dafür sprechen das Material wie auch Nachlässigkeiten bei der Schriftgestaltung. So stehen die Buchstaben nicht immer regelmäßig auf der Zeile, einer der trennenden Vierpässe ist stark aus der Achse verschoben.

Unmittelbare Vergleichsbeispiele haben sich nicht ermitteln lassen. Eine in Rotterdam gefundene Gewandspange indessen zeigt in Datierung, Funktion und Herstellungsart verblüffende Ähn-

lichkeiten. Das ringförmige Objekt, im Durchmesser 28 mm groß, besitzt in gotischer Majuskel die erhabene Inschrift IASPAR DALDASARI. Damit sind eindeutig Kaspar und Balthasar gemeint. Für den dritten Namen, Melchior, fehlt der Platz. Die Spange, mit einem noch vorhandenen Dorn versehen, wurde wie der Ring am Körper getragen, dürfte demnach ebenfalls als Amulett gedient haben. Auch hier ist von einem Massenartikel zu sprechen.

Zu beachten ist bei der Spange wie bei dem Ring, dass für Kaspar die niederdeutsche Sprachform „Jaspar" verwendet wird. Das Museum für das Fürstentum Lüneburg besitzt ein Lederkissen aus der Zeit um 1425 (Abb. 2) sowie ein aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammendes Agnus-dei-Ostensorium, ein Schaugefäß zur Präsentation einer kleinen geweihten Wachsscheibe mit Darstellung der Kreuzigung Christi (Abb. 3), die beide inschriftlich die Namen der drei Könige tragen, für Kaspar jeweils in der niederdeutschen Version (Abb. 4). Aufgrund der Sprachform kann also mit der Entstehung des Ringes in Niederdeutschland gerechnet werden. Eine nähere Eingrenzung ist wegen fehlenden Vergleichsmaterials nicht möglich, jedoch ist an ein städtisches Zentrum zu denken.

Die genannten Museumsobjekte verweisen auf die Beliebtheit des Dreikönigkultes, und gerade das Ostensorium belegt seine Verankerung in der Volksfrömmigkeit besonders augenfällig. Es birgt einen Gegenstand, der selbst Objekt der Volksfrömmigkeit ist. Jene Wachsscheiben, wegen der Abbildung des Gekreuzigten - des Gotteslammes - „Agnus dei" genannt, mussten aus den Wachsresten der Osterkerze hergestellt werden. Seit der Amtszeit Martins V. (1417-1431) nahm ausschließlich der Papst die Weihe dieser wie Reliquien verehrten Bilder vor. Auch hier handelt es sich um Massenartikel, Bezüge zu Pilgerzeichen und Amuletten lassen sich herstellen.

Heutige Maßstäbe scheinen nicht auszureichen, um sich vorstellen zu können, wie tief die Popularität der Heiligen drei Könige in der Bevölkerung verwurzelt war. Frantz Michelsen berichtet in seiner 1748 erschienenen handschriftlichen Chronik von Lüneburg zum Jahre 1563, dass Valentin Barchmann drei Geschütze gegossen hat, die auf den Wällen positioniert wurden. Diese drei Geschütze trugen die Namen der Heiligen drei Könige. 1563 herrschte in Lüneburg seit einem Menschenalter die lutherische Lehre, der Heiligenverehrung im katholischen Sinn fremd ist. Offensichtlich war die Wertschätzung der Könige ungebrochen. Sie waren, der religiösen Sphäre vermutlich partiell entrückt, von der offiziellen Kirche ohnehin nie anerkannt, längst zum Allgemeingut des Brauchtums geworden.
So liegt die Bedeutung des Lüneburger Ringes nicht allein darin, dass er auf den Dreikönigskult

Abb. 3

Abb. 4

verweist, sondern vor allem darin, dass er in seiner unscheinbaren äußeren Gestalt die weite Verbreitung des Kultes belegt. Denn der Erwerb eines solchen Ringes, offensichtlich als Massenartikel hergestellt, war für jedermann erschwinglich, die zu unterstellende hohe Nachfrage konnte auf diese Weise befriedigt werden.

Literatur

H. J. E. VAN BEUNINGEN; Adrianus Maria Koldeweij, Heilig en Profaan, 1000 laatmiddeleeuwse Insignes (Rotterdam Papers VIII), Cothen 1993.
Handschrift, Museum für das Fürstentum Lüneburg, L" 17.
Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Nachdruck Berlin, New York 1987.

KURT KOSTER, Mittelalterliche Pilgerzeichen und Wallfahrtsdevotionalien, in: Rhein und Maas, Kunst und Kultur 800 - 1400, Ausstellungskatalog, Bd. 1, Köln 1972, S. 146 - 160.

LEXIKON DER CHRISTLICHEN IKONOGRAPHIE, Sonderausgabe Freiburg 1990.

LEXIKON DES MITTELALTERS, Nachdruck München 2002.

ECKHARD MICHAEL (Bearb.), Museum für das Fürstentum Lüneburg, Führer durch die Sammlungen, 4. Aufl., Lüneburg 1991.

FRANTZ MICHELSEN, Chronica status rei publicae Luneburgensis, ..., Lüneburg 1748.

Zwei spätmittelalterliche Trippen aus Lüneburg

Birthe Haak

Die Straßen spätmittelalterlicher Städte waren meist in einem fast schon sprichwörtlichen Zustand: Pflaster war selten, hölzerne Wegbefestigungen etwas häufiger, doch selbst diese waren oft mit einer Schicht aus Abfällen und anderem Dreck bedeckt. Wer sich zu Fuß durch die Stadt bewegen wollte, fand also nicht gerade die besten Bedingungen vor, zumal das mittelalterliche Schuhwerk wesentlich weniger robust war als das heutige: Die wendegenähten Schuhe verfügten lediglich über eine einschichtige, dünne Ledersohle, die nur wenig Schutz gegen Feuchtigkeit und Kälte bieten konnte. Abhilfe versprachen hier sogenannte Trippen – eine Art Sandalen mit unter Ballen und Ferse erhöhter Holzsohle, die als Schutz über (bzw. unter) den normalen Schuhen getragen werden konnten. Offensichtlich wurden Trippen aber nicht nur auf der Straße, sondern teilweise auch in Innenräumen getragen, wie aus zeitgenössischen Bildquellen ersichtlich ist. Dies verwundert nicht weiter, wenn man sich vergegenwärtigt, wie fußkalt es besonders im Winter in den mäßig beheizten Häusern gewesen sein dürfte. Eine dicke Holzsohle als Isolierung zwischen Bodenfliesen und Fuß dürfte da sehr angenehm gewesen sein.

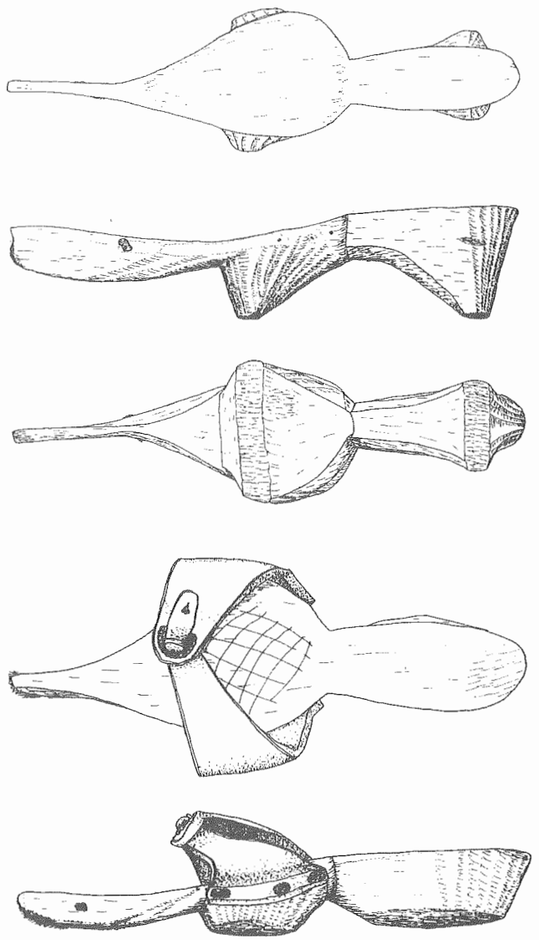


Abb. 1: Lüneburg, Gr. Bäckerstraße 27: Trippen aus einer Kloake

Zwei ausgesprochen gut erhaltene Trippen aus dem 14. oder 15. Jahrhundert konnten auf dem Grundstück Große Bäckerstraße 27 in Lüneburg in den Resten einer Kloake gefunden werden (Abb. 1). Leider war der Befund durch den Bau eines Weinlagers bereits im 19. Jahrhundert bis auf eine Höhe von vier Ziegellagen abgetragen. Die Verfüllung enthielt Funde aus Spätmittelalter und früher Neuzeit, ohne erkennbare Schichten. Dadurch lässt sich die Datierung der Trippen nicht näher eingrenzen. Auch lässt sich die Kloake nicht mehr einer bestimmten mittelalterlichen Parzelle zuordnen, da die neuzeitliche Bebauung vor der Erstellung des lüneburger Urkatasters von 1875 entstand und die alten Parzellengrenzen in diesem Bereich aufhob.

Abb. 2: Trippe 1. Länge 32,2 cm, etwa Schuhgröße 33. Zum Zeitpunkt der Bergung saß das Oberleder noch am Holz. Sohle: Weide oder Pappel, Oberleder: Rind.

Bei den beiden Trippen handelt es sich wie bei den meisten Schuhfunden um Einzelstücke – so findet sich beispielsweise unter den etwa 30 in Lübeck gefundenen Trippen lediglich ein zusammen gehörendes Paar. Was aus den „Gegenstücken" geworden sein mag, ist dabei ebenso unklar wie die Frage, warum die Funde in die Kloaken gelangten, in denen sie für gewöhnlich gefunden werden. Denn viele, so auch die beiden Trippen aus Lüneburg, sind in einem guten, funktionsfähigen Zustand entsorgt worden. Möglich ist natürlich, dass jeweils die andere Hälfte eines Paares verloren ging o. ä. und die Funde daher unbrauchbar wurden. Normalerweise dürften die verbliebenen ebenso wie beschädigte Holztrippen dann aber noch als Feuerholz genutzt worden sein, worauf Funde abgetrennter Trippenoberleder beispielsweise aus Hamburg hinweisen.

Die beiden Trippen aus der Großen Bäckerstraße sind fein gearbeitet und zeigen mit ihrer eleganten Form – beide spiegeln mit ihren langgezogenen Spitzen die zeitgenössischen Schnabelschuhe wider –, dass sie neben dem Schutz des Schuhs auch eine Funktion als modisches Accessoire erfüllten. Dies zeigt sich auch an den schmalen Blechstreifen, die entlang der Kante verlaufen, an der das Oberleder an die Holzsohle genagelt ist. Entsprechende Verstärkungsstreifen, die wohl

Abb. 3: Trippe 2. Länge 26,3 cm, etwa Schuhgröße 32. Sohle: Weide oder Pappel, Oberleder: Rind.

das Ausreißen des Leders an den Nagelstellen verhindern sollen, sind fast immer vorhanden, in der Regel jedoch aus Leder und nur in seltenen Fällen aus Metall. Dass sie im vorliegenden Fall sicher auch der Dekoration gedient haben, zeigt sich daran, dass die Blechstreifen zur Schuhspitze hin das Oberleder um einige Zentimeter überragen, ohne dass sich hierfür eine funktionale Begründung finden ließe.

Eine der beiden Trippen (Abb. 2) weist so gut wie keine Abnutzung auf. Wie Experimente mit nachgebauten Trippen gezeigt haben, treten jedoch bereits nach kurzer Zeit deutliche Gebrauchsspuren an den Sohlen auf, so dass das vorliegende Stück nur sehr wenig benutzt worden sein kann. Auffallend ist die extrem lange Schnabelspitze, die den Fuß vorne um knapp 10 cm überragt haben muss. Ob der Schuh, der in einer solchen Trippe getragen wurde, ebenfalls eine solch lange Spitze hatte oder nicht muss offen bleiben, da beide Varianten in bildlichen Darstellungen belegt sind.

Die zweite Trippe (Abb. 3) aus der Großen Bäckerstraße ist offensichtlich längere Zeit in Gebrauch gewesen: Zum Einen ist das Holz besonders an der Spitze ausgefranst, zum Anderen lässt sich durch Vergleiche mit Trippenhölzern der gleichen Grundform erschließen, dass die

Abb. 4: Steckverschluss mit Schnalle.

Sohle ursprünglich deutlich höher gewesen sein muss, also stark abgelaufen ist. Die Trippe weist einige weitere interessante Details auf: Im Bereich des Ballens sind innen auf der Sohle rasterartig Linien eingeritzt. Da sie recht unregelmäßig sind und bei anderen Funden nicht vorkommen liegt der Verdacht nahe, dass es sich um eine Modifikation des Trägers handelt, der damit den Halt des Schuhs auf der sonst glatten Oberfläche der Trippe verbessern wollte. Ungewöhnlich ist auch der Verschluss des Oberleders: Wie bei den meisten Trippen handelt es sich um einen Steckverschluss, d. h. das Oberleder besteht aus zwei grob dreieckigen Stücken, von denen das schmale Ende des einen durch ein halbkreisförmiges Loch im anderen gezogen und dort mit einem Nagel fixiert wird (Abb. 4). Allerdings ist hier zur Dekoration zusätzlich ein mit Perlrand verzierter, kleiner, D-förmiger Rahmen aus Weißmetall angebracht, der den Verschluss wie eine Schnalle wirken lässt. Ähnlich aussehende Rahmen kommen u. a. in Einbeck im 13. und 14. Jahrhundert vor, wobei es sich dort um richtige Schnallen handelt, die aber ebenfalls zumindest teilweise zu Trippenoberledern gehören.

Bei den beiden Lüneburger Funden dürfte es sich bei den Trägerinnen um Damen gehandelt haben: Die Trippen entsprechen ungefähr unseren Schuhgrößen 32 bzw. 33, was, auch wenn die durchschnittlichen Schuhgrößen im Mittelalter etwas kleiner als die heutigen sind, zierlichen Damenfüßen oder Jugendlichen entspricht.

Besonders die langen Schnabelspitzen und die Metallapplikationen machen die Funde aus der Großen Bäckerstraße zu eleganten Schuhen, die eher zum Repräsentieren als zur alltäglichen Arbeit geeignet sind und daher auf ein gehobenes soziales Niveau der Trägerinnen hinweisen. Da in Lüneburg bisher nur diese beiden Stücke gefunden wurden, lässt sich hieraus aber nicht ableiten, dass es sich insgesamt um eine der Oberschicht zuzuweisende Schuhform handelt. Die größere Zahl der Funde aus Lübeck deutet allerdings gewisse Tendenzen dieser Richtung an: Dort treten Trippen häufiger in Bereichen der Stadt auf, wo vermehrt wohlhabende Kaufleute ihre Wohnsitze hatten.

Abb. 5: Kirchenvorsteher mit Trippen. Szene: Laurentius zeigt Kaiser Decius die Armen als den wahren Schatz der Kirche. Hans Bornemann, Heiligentaler Altar, 1447 (St. Nikolaikirche Lüneburg)

In der Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts finden sich zum Vergleich zahlreiche Darstellungen von Personen mit Trippen. Auch wenn dabei vom Diener über den Handwerker bis zum Hochadel alle Stände vertreten sind, liegt auch hier ein deutlicher Schwerpunkt bei den vornehmeren Schichten. Dies gilt vor allem für die langen „Schnabelspitzen". Den hier vorgestellten stark ähnelnde Trippen trägt beispielsweise ein Kirchenvorsteher auf einer Tafel des Heiligentaler Altars in der Lüneburger Nikolaikirche (Abb. 5). Auf einer anderen Tafel verteilt Laurentius den Kirchenschatz an Arme, unter denen ein verkrüppelter Bettler ist, der ein trippenähnliche Konstruktionen an seine Unterschenkel geschnallt hat.

Dass bisher in Lüneburg nur zwei Trippen gefunden werden konnten, liegt wohl weniger an der Häufigkeit, in der es sie gegeben haben mag, als an den Umständen der Überlieferung: Zum einen dürften die meisten wie eingangs erwähnt ein Ende als Feuerholz erlebt haben, zum anderen sind die im Wesentlichen aus organischen Materialien bestehenden Trippen nur bei entsprechenden Lagerungsbedingungen nachweisbar, also beispielsweise in Kloaken. Unter anderen Umständen erhalten sich nur die Nägel und eventuell vorhanden gewesene Schnallen oder Beschläge – und diese können selten eindeutig Trippen zugeordnet werden. Durchaus möglich ist auch, dass sich unter bisher unbearbeiteten Lederfunden noch das eine oder andere Trippenleder befindet.

Literatur:

BIRTHE HAAK: Trippen in norddeutschen Hansestädten. Herstellung, Funktion und Mode einer mittelalterlichen Schuhform. Unpubl. Magisterarbeit, Hamburg 2004.

ANDREAS HEEGE, MARQUITA UND SERGE VOLKEN: Gerber und Schuster. In: Andreas Heege, Einbeck im Mittelalter. Eine archäologisch-historische Spurensuche. Oldenburg 2002, 294-299.

Getrübte patrizische Weltsicht in Lüneburg?

Brillen, Brillengläser und ein Brillenetui

Edgar Ring

Das Stammhaus der Familie von Witzendorff, die zu den bedeutendsten Familien der Stadt zählte, steht unmittelbar neben dem Lüneburger Rathaus und dem Markt. Es zeichnet sich durch seine Größe, Architektur und Raumausstattung aus. Der Ratsherr und Sodmeister Hans von Witzendorff erhielt 1484 das Haus als Mitgift seiner Frau Ilsabe Lange. Heinrich Witzendorff, ihr jüngerer Sohn, erbte das Anwesen 1525.

Urbanus Regius weilte zweimal als Gast des Sülfmeisters Heinrich Witzendorff in Lüneburg, um die Reformation durchzuführen. Nach dem Tod Heinrichs erbte sein älterer Bruder und Bürgermeister Hieronymus das Haus. Dessen Sohn Hartwig errichtete auf der Parzelle, deren Bebauung in die Zeit um 1300 zurückgeht, das heutige Haus, das den Namen Heinrich-Heine-Haus trägt, da Heinrich Heines Eltern von 1822 bis 1826 hier lebten und der Dichter sie mehrmals besuchte. Dendrochronologische Untersuchungen belegen einen Baubeginn 1561/62. Der Chronist Lucas Lossius schwärmt 1566: „ ... tua, Harduice, ampla domus noua splendet ad arctum, Vuitzendorff, primos ostentans fronte parentes (... dein neues, geräumiges Haus erglänzet im Norden, Hartwig Witzendorff, an der Front die Voreltern wesend)". Hartwig wird die Vollendung seines Hauses vielleicht nicht mehr erlebt haben, er verstarb 1565.

Im Zuge der Sanierung des Hauses in den 80er und 90er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde nicht allein die Baugeschichte erforscht, sondern auch die überaus reiche Raumausstattung erfasst. Bei Sicherungsmaßnahmen der Rückwand des Flügelbaus wurde 1988 unter dem Fußboden des Raumes eine Kloake entdeckt. Da aus statischen Gründen eine Verfüllung dieses Backsteinschachtes beabsichtigt war, erfolgte eine Ausgrabung durch Mitarbeiter des Museums für das Fürstentum Lüneburg. Eine weitere Kloake lag unmittelbar hinter der Rückwand des Flügelbaus; auch diese wurde ausgegraben.

Kloake 1 hatte eine Tiefe von ca. 3,90 m und einen Durchmesser von ca. 2,10 m. Der Backsteinschacht war oben durch ein Gewölbe, das eine runde, 1,40 m messende Öffnung besaß, geschlossen. In der Westwand befand sich ca. 0,90 m über der Unterkante der Backsteinmauer ein 0,65 x 0,50 m großes „Fenster", das von außen mit Eichenbrettern verschlossen war. Eine weitere, allerdings nicht verschlossene Öffnung befand sich auf der Nordseite etwa 1,40 m über der Unterkante. Die Funktion dieser Öffnungen konnte nicht gedeutet werden. Kloake 2 konnte

Abb. 1: Lüneburg, Am Ochsenmarkt 1, Kloake 1: Brillenetui, Vorderseite

Abb. 2: Lüneburg, Am Ochsenmarkt 1, Kloake 1: Brillenetui, Rückseite

nicht gänzlich untersucht werden. Das Fundmaterial ist bis heute nicht bearbeitet.

Aus Kloake 1 wurde ein Objekt geborgen, dessen Funktion zunächst nicht zu erschließen war. Das Fundobjekt ist ein Etui aus Messingblech von langovaler Form (Abb. 1). Seine max. Höhe beträgt 107 mm, die max. Breite 52 mm. Ein 9 mm breiter Seitenstreifen umfasst zwei Messingbleche und ist mit ihnen weich verlötet. Das hier als Rückseite bezeichnete Blech ist knapp 1 mm stark, das mittig an den Steg gelötete „Trennblech" 0,5 mm (Abb. 2). Zwischen dem unteren und dem trennenden Blech befindet sich ein Fach von 5,4 mm Höhe. An der Oberkante des schmalen Seitenstreifens sind ebenfalls Lötspuren zu bemerken, so dass davon ausgegangen werden kann, dass auch eine Vorderseite vorhanden war. Somit ergibt sich ein zweites Fach von 4 mm Höhe. Die Innenmaße der beiden Fächer betragen rund 105 x 50 mm. Der Seitenstreifen umfasst nicht das gesamte langovale Objekt, sondern spart eine Rundung des oblongen Etuis aus. Ein bügelförmiger Verschluss ist an einem Ende des Seitenstreifens an einem Scharnier befestigt. Zwei ösenförmige Gelenke wurden auf den Seitenstreifen gelötet, ein weiteres auf den Bügel. Ein Verbindungsstift hält die Gelenke zusammen. Das Bügelgelenk ist

Abb. 3: Lüneburg, Am Ochsenmarkt 1, Kloake 1: Brillenetui, Verschluss

durch vier Kehlen gegliedert. Auf das andere Ende des Seitenstreifens wurde ein einteiliges Gelenk mit Bolzen gelötet. Der Verschlussbügel endet hier mit einem aufgelöteten Klemmverschluss, der durch drei Kehlen gegliedert ist (Abb. 3). Der Bügel ist 11 mm breit und schließt mit der Rückseite bündig ab.

Unmittelbar neben den aufgelöteten Gelenken des Seitenstreifens wurden zwei zu Röhren gebogene Ösen mit einem Durchmesser von ca. 3,5 mm aufgelötet, die auf einer Seite schräg abgearbeitet wurden. Beide 11 mm langen Ösen weisen Kehlen als Verzierung auf. Die Ösen legen nahe, dass das Messingetui an einem Band oder einer Schnur befestigt war. Die schräge Seite der Ösen und natürlich die außermittige Anbringung der Haltevorrichtung geben an, dass der Bügelverschluss die obere Seite des Objektes darstellt.

Der Direktor des Museums für das Fürstentum Lüneburg, Dr. Eckhard Michael, startete kurz nach der Bergung eine Anfrage an mehrere Museen. Dr. Stefan Bursche, Kunstgewerbemuseum SMPK Berlin, gab den entscheidenden Hinweis. Er verwies auf Abb. 430 des von Henry Harvard um 1890 in Paris herausgegebenen „Dictionnaire de l'Ameublement et la Décoration" (Abb. 4). Das dort abgebildete Objekt s.v. Étui wird als „Étiu à lunettes (fin du XVIe siècle)" bezeichnet. Eine nähere Beschreibung des Objektes liefert der Artikel nicht.

Die Sehhilfe, die wir als eigentliche Brille ansehen, wurde gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Norditalien erfunden. „Vitreos ab oculis ad

Abb. 4: Brillenetui, Ende 16. Jahrhundert (Henry Harvard, um 1890, Abb. 430)

Abb. 5: Jan van Eyck, Madonna des Jovis van der Paele (Detail), 1436. Brügge, Stedelijke Musea, Groeningenmuseum

legendum" werden in den Erlassen des Hohen Rates von Venedig genannt. Ein Brillenetui wird erstmals 1316 erwähnt. Der Bischof von Bologna investiert „in oculis de vitro cum capsula". In der Malerei finden sich zahlreiche Darstellungen von Brillen und Brillenetuis. Die Fresken von 1352 im Kapitelsaal des Dominikanerklosters S. Nicolò in Trevisio / Venetien zeigen ein Einglas und eine Nietbrille. Nur wenig später erscheinen Abbildungen von Brillenetuis. Brille und Brillenetui besitzt Joris van der Paele, Kanoniker an der Brügger Kirche Sint-Donaas (Abb. 5). Jan van Eyck stellt ihn auf seinem 1436 vollendeten Tafelbild dar. Der vor der Madonna kniende Kanoniker hält in seiner rechten Hand eine Bügelbrille. An seinem Gürtel hängt ein Brillenetui, das vermutlich aus Leder gefertigt ist. Lederfutterale für Brillen sind zahlreicher bekannt.

Die ehemals angelötete Abdeckplatte des in Lüneburg gefundenen Brillenetuis aus Messing ist verloren. Betrachtet man das bei Henry Harvard abgebildete Brillenetui, dessen Material dem Artikel nicht zu entnehmen ist, so kann vermutet werden, dass das Etui aus der Kloake des Witzendorffschen Hauses ehemals ebenfalls eine reich verzierte Frontplatte besaß, die vielleicht wegen ihres besonderen Werts entfernt

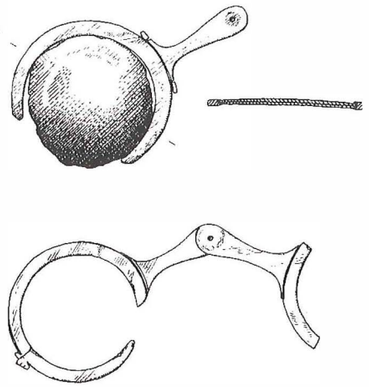


Abb. 6: Lüneburg, Michaeliskloster: Brillenglas und Brillenfassungen

wurde. Spuren einer gewaltsamen Demontage sind allerdings nicht auszumachen.
Welche Brille bzw. Brillen nahm das Etui auf? Setzt man voraus, dass das Lüneburger Fundstück ebenso wie das von Henry Harvard vorgestellte in das 16. Jahrhundert datiert, wird es sich um eine Bügelbrille, eine Lederbrille oder eine Drahtbrille gehandelt haben. Neben einer Brille für Alterssichtige konnte das Etui auch eine seit dem frühen 16. Jahrhundert bekannte Brille für Kurzsichtige aufnehmen.

In Lüneburg sind Brillenfunde bisher selten. Bei der Ausgrabung des Michaelisklosters konnten in einer Zisterne Reste von zwei Brillenfassungen aus Bein und ein Brillenglas geborgen werden (Abb. 6). Das Brillenglas war durch die Lagerung im Boden stark zersetzt und porös, trotzdem konnte festgestellt werden, dass es aus zwei Schichten besteht. Dieser Fundkomplex datiert in das 15. Jahrhundert. Brillengläser waren hingegen in Lüneburg schon früher bekannt, allerdings nicht als Sehhilfe. Ein Buchkasten, der seit dem 19. Jahrhundert im Lüneburger Rathaus nachweisbar ist, zeigt auf seinem Deckel Christus als Weltenrichter, begleitet von den vier Evangelistensymbolen als Hinterglasmalerei auf Brillengläsern (Abb. 7). Der ursprüngliche Standort des Kastens, der um 1330 datiert wird, ist um-

Abb. 7: Lüneburg, Buchkasten aus dem Rathaus

stritten. Horst Appuhn sieht in ihm einen Buchkasten für das älteste Lüneburger Stadtbuch von 1331, während Gerhard Körner annimmt, dass sich der Kasten aus Eichenholz ursprünglich als Lade oder Reliquienkasten in der herzoglichen Burg auf dem Kalkberg befand.

Das Brillenetui aus der Kloake eines Patrizierhauses am Lüneburger Markt, ursprünglich sicherlich mit einer reich verzierten Frontplatte versehen, wird für seinen Besitzer von besonderer Bedeutung gewesen sein, schützte es doch ein Instrument, das für das alltägliche Leben nicht nur eines Patriziers von höchster Bedeutung sein konnte. Bildung, erworben durch das Studium von Büchern, zeichnete insbesondere im 16. Jahrhundert die Lüneburger Patrizier aus. Ein Augengenuss waren die prachtvollen Decken- und Wandmalereien der Häuser, die ihrerseits ein Spiegel der Bildung und ein Beleg angenehmer Ablenkung sind. Früh einsetzende Kurzsichtigkeit oder Schwäche der Augen im Alter trübten den Blick und stellten somit ein Handikap dar. Eine Brille versprach Abhilfe.

Literatur

HORST APPUHN, Der Buchkasten aus dem Rathaus zu Lüneburg, in: Lüneburger Blätter 14, 1963, 5-32.

HORST APPUHN, Kloster Wienhausen. Der Fund vom Nonnenchor, Hamburg 1973.

CALLISTO FEDON, Il contenitore prezioso. Storia degli astucci per occhiali, Venedig 1999.

CLAUDIA FRIESER, Auf der Spur eines Nürnberger Brillenmachers, in: Birgit Friedel, Claudia Frieser (Hrsg.), ... nicht eine einzige Stadt, sondern eine ganze Welt... Nürnberg. Archäologie und Kulturgeschichte, Büchenbach 1999, 243-248.

HENRY HAVARD, Dictionnaire de l'Ameublement et la Décoration, Paris um 1860.

GERHARD KÖRNER, A 9 Buchkasten, in: Eckhard Michael, Führer durch die Sammlungen, Lüneburg 1991, 24.

HELMUT PLATH, Das St. Michaeliskloster von 1376 in Lüneburg, Lüneburg 1980.

Obst und Früchte im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Lüneburg

Julian Wiethold

Die Pflaumen isset man entweder frisch / oder getrucknet / oder in Zucker condirt / und dies entweder feucht oder trucken... So beginnt der Mediziner Johann Elsholtz in seinem 1682 gedrucktem Kochbuch und Gesundheitslexikon Diaeteticon. Das ist newes Tisch=Buch oder Unterricht von der Erhaltung guter Gesundheit durch eine ordentliche Diät / und insonderheit durch rechtmäßigen Gebrauch der Speisen / und des Getränckes seine Ausführungen über die Pflaumen und Zwetschgen.

Kultivierte Obstsorten und gesammelte Wildfrüchte bildeten im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit einen wichtigen Teil der menschlichen Ernährung. Ihre hartschaligen Fruchtsteine und -kerne haben sich besonders in den Lüneburger Kloakenanlagen ausgezeichnet erhalten (Abb.1). Die Untersuchung botanischer Makroreste aus diesen Entsorgungsanlagen gibt detaillierten Aufschluss über die damals in den Lüneburger Gärten kultivierten Obstgehölze und Obststräucher sowie über das gesammelte Wildobst. Die in den oft verhältnismäßig kleinen innerstädtischen Gärten gezogenen Obstbäume dienten nicht als Zierde, sondern ihre Früchte waren für die tägliche Nahrungsmittelversorgung und als Zutat zu vielerlei Speisen unentbehrlich. Im Gegensatz zu heute wurden Obst und Früchte selten frisch verzehrt, sondern meist zu Mus, Fruchtmark oder Kompott verarbeitet oder zu Fruchtsaft ausgepresst. Die Herstellung verschiedener Fruchtweine und später auch das Destillieren von Obstbränden war ebenfalls eine in der Frühen Neuzeit weit verbreitete Nutzung zuckerhaltiger Früchte.

Da Rohrzucker in der frühen Neuzeit zunächst noch weitgehend unbekannt und außerdem für die meisten Bürger unerschwinglich war, sorgten getrocknete, zuckerhaltige oder mit Honig kandierte Früchte für die notwendige Süße von Mehl- und Breispeisen. Beliebt war auch das Färben von Lebensmitteln mit stark färbenden

Abb. 1: Photo einer der untersuchten Kloaken (Große Bäckerstraße 27, Baumstr. 17 oder Auf der Altstadt 29) Foto: Uwe Meyer

Fruchtsäften. So wurden beispielsweise Sauerkirsche und Maulbeere zur Braun- und Violettfärbung von Speisen genutzt. Franz de Rontzier beschreibt in seinem 1598 in Wolfenbüttel erschienenen Kunstbuch von mancherley Essen, Gesotten, Posteten, von Hirschen, Vogelen, Wildprat und andern Schawessen die Herstellung eines sogenannten Brauntuches zur Färbung von Lebensmitteln: Schwarze Kirschen, Heidelbeeren, Brombeeren, Moosbeeren oder Fliederbeeren werden in einem Mörser zerstoßen und durch ein feines Tuch getrieben. In den so gewonnenen Saft werden reine Tücher mehrmals eingetaucht und an der Sonne getrocknet. Sie dienen anschließend zur Färbung von Speisen. Bei Festessen suchte man den Gaumenkitzel nicht nur durch die Verwendung von kräftigen, zum Teil exotischen Gewürzen zu erzeugen, sondern auch durch eine ungewöhnliche Farbgebung gewöhnlicher Speisen. So wird beispielsweise von der Herstellung von schwarz gefärbtem Weintrauben-, Birnen- oder Apfelmus berichtet.

Welche Obstgehölze und Früchte wurden im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit in den Gärten Lüneburgs gezogen? Die botanische Untersuchung von Bodenproben aus verschiedenen Kloakenanlagen von Lüneburger Bürgerhäusern, u.a. von den Grundstücken Salzbrückerstr. 18, Große Bäckerstr. 27, Baumstr. 17 und Auf der Altstadt 29, zeigen uns, dass zahlreiche Obstarten kultiviert wurden. Besonders wichtig waren Apfel- und Birnbäume sowie die Steinobstgewächse Pflaume, Zwetschge, Süß- und Sauerkirsche. Von ihnen wurden zahlreiche Sorten gezogen, die sich in Form und Farbe der Früchte, im Geschmack und in ihrer Lagerfähigkeit unterschieden. Zu den kultivierten Obstgehölzen gehörten aber auch seltener nachgewiesene Arten wie Quitte oder Mispel. Die Veredlung der Obstgehölze durch Pfropfen war ebenfalls schon üblich, so dass Zucht und Vermehrung der Obstbäume einen wichtigen Teil des frühneuzeitlichen Gartenbaus bildeten.

Die Bodenproben aus den Kloaken Große Bäckerstraße 27 und Baumstraße 17 lieferten besonders zahlreiche Samen und Früchte sowie Steinkerne von Kulturobstarten. Das Grundstück Große Bäckerstraße 27 kann dem Lüneburger Patriziat zugewiesen werden; auf dem Grundstück Baumstr. 17 befand sich die Herberge der Lüneburger Schiffergilde. Die dort in den Kloaken nachgewiesenen Pflanzenreste spiegeln daher die Ernährungsgewohnheiten sozial hochgestellter Bevölkerungskreise wider. In beiden Kloakenanlagen waren Feigenkerne besonders häufig vertreten. Getrocknete Feigen waren ausgezeichnet haltbar, gut zu verhandeln und daher als Süßungsmittel wesentlich billiger als Rohrzucker. Sie waren ein wichtiges Handelsgut, das vorwiegend aus Italien und dem weiteren Mittelmeergebiet eingeführt wurde. In Lüneburg ist

ihr Import durch die Warenlisten der Kaufhaus-, Sandträger- und Zollrollen belegt, in denen sie zwischen 1278 und 1566 regelmäßig verzeichnet sind. In diesen Listen wurden die das Lüneburger Kaufhaus passierenden Güter sowie Güter, auf die Zoll erhoben wurde, aufgeführt. Aufgrund ihres hohen natürlichen Zuckergehaltes waren sie zum Süßen von Milch- und Breispeisen unverzichtbar. Die hohe Fundzahl von zum Teil mehreren tausend Feigennüsschen in wenigen Litern Kloakensediment kann aber auch damit erklärt werden, dass eine einzelne Feige bereits weit über 100 Kerne enthält. Ein weiteres wichtiges Importprodukt und zuckerhaltiges Süßungsmittel waren Rosinen, also getrocknete Weinbeeren, die damals im Gegensatz zu vielen heutigen Sorten noch Kerne enthielten. In den Jahren 1471, 1495, 1500 und 1564 werden in den Lüneburger Warenlisten Rosinen genannt. Die Warenliste der Zollrolle von 1495 nennt sogar Esskastanien, die nach Lüneburg eingeführt wurden. Archäobotanisch konnte die Esskastanie jedoch bisher noch nicht nachgewiesen werden.

Im Gegensatz zum Import von Trockenfrüchten, in erster Linie Feigen und Rosinen, wurden Apfelbäume, Birnbäume, Pflaumenbäume, Süß- und Sauerkirsche, Quitten und Maulbeeren damals in den Gärten gezogen. Die Früchte standen in ausreichender Menge aus lokalem Anbau zur Verfügung. Die in Größe und Form sehr unterschiedlichen Pflaumensteine aus

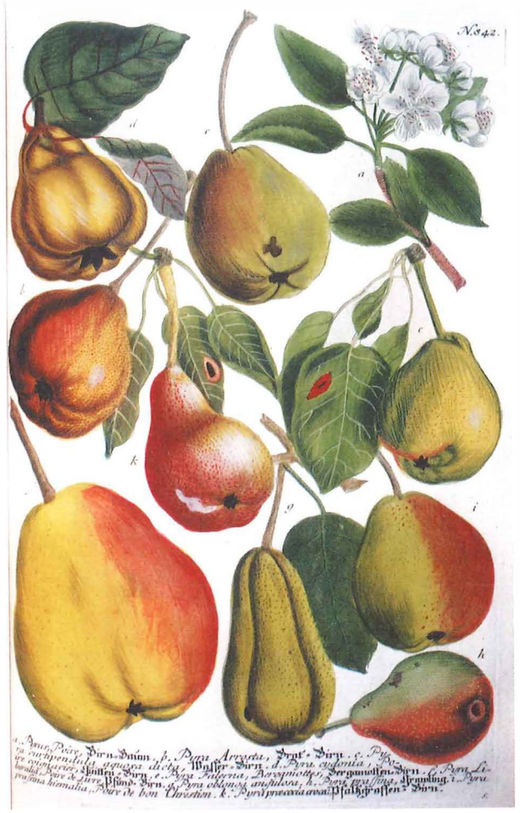


Abb. 2: Naturgetreue Darstellung verschiedener frühneuzeitlicher Birnensorten (Pyrus communis) und vermutlich der Quitte (Cydonia oblonga). a Birnbaum. b Bratbirn. c Wasserbirn. d Teitten(?)-Birn (= Quitte ?). e Bergamotten-Birn. f Pfund-Birn. g ohne deutsche Bezeichnung. h Grawling. i Poire de bon Chrestien. k Pfalzgraffen-Birn. Abbildung aus dem 1737-1745 erschienenen botanischen Atlaswerk Phythanthoza Iconographia des Johannes Weinmann, Apotheker zu Regensburg.

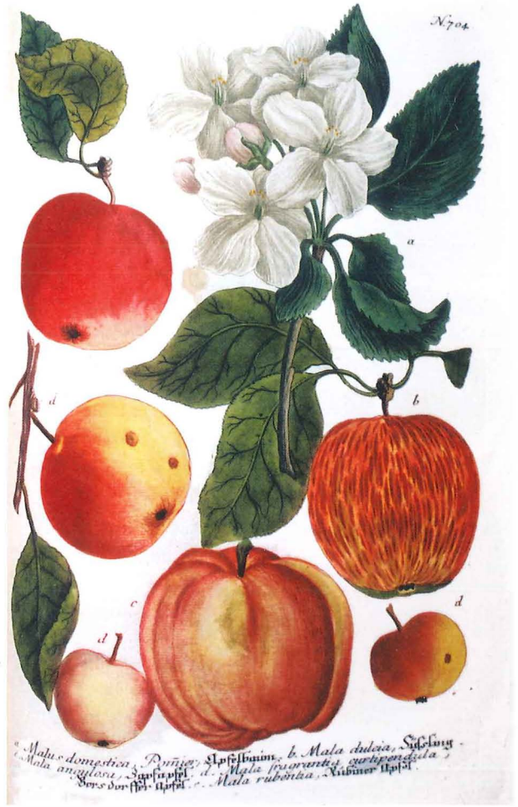


Abb. 3: Naturgetreue Darstellung verschiedener frühneuzeitlicher Apfelsorten (Malus domestica). a Apfelbaum. b Süssling. c Zapfapfel. d Borsdorffer-Apfel. e Rubiner-Apfel. Abbildung aus dem 1737-1745 erschienenen achtbändigen botanischen Atlaswerk Phythanthoza Iconographia des Johannes Weinmann, Apotheker zu Regensburg.

den Kloaken verweisen darauf, dass viele verschiedene Pflaumensorten gezogen wurden. Dagegen erlauben es die zahlreichen Apfel- und Birnenkerne jedoch nicht, die verschiedenen Sorten zu unterscheiden. Darstellungen in frühen Kräuterbüchern und botanischen Werken zeigen jedoch viele, heute zum Teil wieder in Vergessenheit geratene Birnen-, Apfel- und Pflaumensorten. Besonders schöne, naturgetreue Darstellungen finden sich beispielsweise in dem achtbändigen Atlaswerk Phytanthoza Iconographia, das der Regensburger Apotheker Johannes Weinmann von 1737 bis 1745 veröffentlichte (Abb. 2 u. 3). Von dieser Rarität früher botanischer Illustration befindet sich auch ein Exemplar in der Lüneburger Ratsbibliothek.

Einen ausgezeichneten Eindruck eines renaissancezeitlichen Nutz- und Ziergartens und seines Nutz- und Zierpflanzenbestandes vermittelt uns die in Versform gefasste Beschreibung des schlossähnlichen Gutshofes, den der Lüneburger Stadtsyndikus Johannes Dutzenrath um 1565 in Bienenbüttel besaß. Die in Versform gefasste Gartenbeschreibung geht auf Magister Thomas Mauer, genannt Mawerus, zurück, der 1565 zum Leiter der Lüneburger Michaelisschule berufen wurde. 1579 veröffentlichte er in seiner literarischen Sammlung Poematum 1 auch die Lobpreisung des Dutzenrathschen Besitzes in Bienenbüttel. Dutzenrath pflanzte in der ausgedehnten Gartenanlage seines Gutshofes allein

600 Obstbäume. Die besondere Bedeutung der Obstgehölze wird außerdem dadurch deutlich, dass sie bei der Gartenbeschreibung zuerst, noch vor den Gewürzen, Zierpflanzen und weiteren Kräutern, genannt werden. Neben Namen von Obstsorten, die er wohl aus der Naturkunde des Plinius entlehnte und auf in Bienenbüttel gepflanzte Sorten übertrug, finden sich auch Bezeichnungen, die in römischer Zeit noch nicht bekannt waren. Bei ihnen handelt es sich wohl eindeutig um spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Obstsorten. Hier soll beispielhaft der Abschnitt der Gartenbeschreibung wiedergegeben werden, der Birnen und Äpfel behandelt.

Ausgerichtet in schmucker Ordnung Bäume,
Stamm auf Stamm die Stelle haltend, je wie
Die gemessene Zahl der Füße Raum gibt.
Birnen zartest belaubt, versprechen grünend
Später Früchte, die ganz verschieden schmecken.
Crustuminsche sind von roter farbe,
Honiggleichen Geschmacks sind die zum
Mosten,
Reichen saft spendet die Falernerbirne,
Spitz nach oben und unten bauchig ist die
Winterbirne, und frühe Früchte tragen
Herrenbirne und Tütt- und Mispelbirne
Und der Baum welcher trägt die schwere
Faustbirn.
Hier auch wiederum grünen Apfelbäume,
Welche Äpfel verschiedener Farbe bringen....
Da sind Mostäpfel, honigähnlich schmeckend,
Orthomastiker, die man nennt nach weißen
Tütten, und Epiroten, Mordianer,
Hier die schrumpligen Panuceen, die mit
Gelben Knoten versehenen Appiusäpfel.
Hier auch Weinäpfel, Claudianer, kurzum
Alle Sorten von Äpfeln, die man wünscht nur.

Auch von den Pflaumen kultivierte man zahlreiche Sorten und Varietäten. Als am schmackhaftesten galten die großen und die kleiner Damaszener Pflaumen; dagegen waren die kleinen, blaufrüchtigen Kriechen weniger beliebt. Elsholtz bemerkt in seinem Diaeteticon: „Sie sind von farben schwärtzlich / von Schmack gering / und also nicht sehr geachtet. Es ist derer eine große und eine kleine Sorte vorhanden."
Ferner werden Malocken und Rosspflaumen genannt, bei denen es sich wohl um verschiedene großfrüchtige Rund- und Ovalpflaumensorten handelt, sowie große gelbe, gelb-rote und weiße Spillinge (Abb. 4). Neben den Pflaumen gehörten Süß- und Sauerkirsche zu den kultivierten Obstgehölzen. Kersemoes, also Kirschmus, war eine wichtige Zutat zu vornehmen Speisen. Ein Rezept dafür wird uns durch ein mittelniederdeutsches Kochbuch überliefert, das sich – wohl in Form einer später gefertigten Abschrift – in der Handschrift Helmstedt 1213 der Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet. Hans Wiswe, der das Kochbuch 1956 bekannt machte, vermutet seine Entstehung in einem der Klöster des ostwestfälischen Raumes.

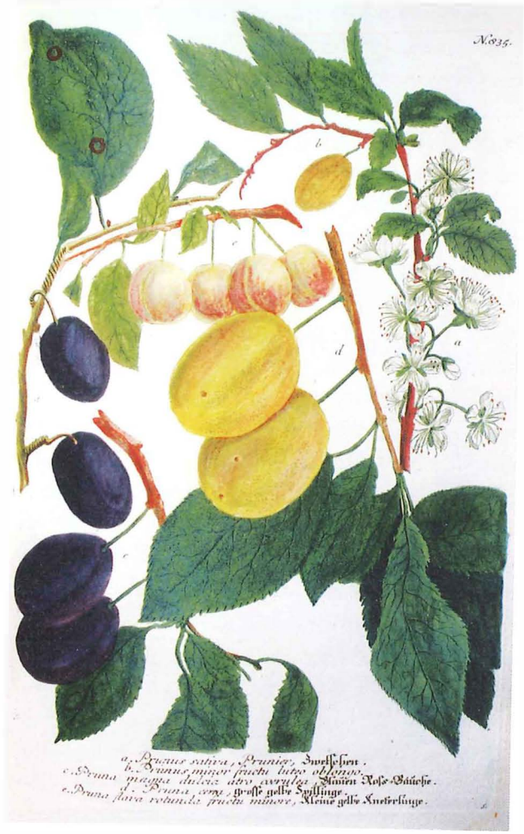


Abb. 4: Naturgetreue Darstellung verschiedener frühneuzeitlicher Zwetschgen- (Prunus domestica) und Pflaumensorten (Prunus insititia). a Zwetschen. b Nicht näher benannte gelbe Ovalpflaume. c Blauen Ross-Bäuche. d Große gelbe Spillinge. e Kleine gelbe Kneferlinge. Abbildung aus dem 1737-1745 erschienenen botanischen Atlaswerk Phythanthoza Iconographia des Johannes Weinmann, Apotheker zu Regensburg.

Eyn gud kersebeerenmoes make alsus. Thobrek de kersebeeren roe yn eyneme tovere. Schyre dat dunne aff. So sette dat dunne tho den wure unde lat seden. Sla de anderen dicken kersebeeren dorch eynen dorchslach. Schudde denne de kersebeeren yn dat heyte dunne unde sla dat ok durch eynen dorchslach.
Wen denne de kernen reyne synt, so do se eynwech unde sette dat moes to den wure. Unde lat dat wol seden. Do dartho honnych unde peper. Broet, van semmelen ghebacken, dat stoet yn eyneme mosere unde sichte dorch eyn krudeseff. Edder do dartho honnychkoken, ghestot unde clyeneghesevet. Lat dat seyden unde crude dat aff myt inghever, neghelken, peper. Darna thokloppe de kernen altomale unde make se dorre. Stot sy yn eyneme moser cleyne.Do se yn dat moes. Unde dat halt, wo lange du wilt.

Deutlich wird das damals andere Geschmacksempfinden, bei dem süße Speisen wie beispielsweise Fruchtmus mit scharfen oder kräftigen exotischen Gewürzen wie Pfeffer, Nelken und Ingwer verfeinert wurden. Auffällig ist ferner, dass zahlreiche Früchte bei der Weiterverarbeitung durch einen Durchschlag gestrichen, also passiert wurden, um ein homogenes Fruchtmark zu erzielen. Fruchtmark ließ sich wiederum als färbende Zutat anderen Mehl- und Milchspeisen nach Belieben zusetzen.
Der Schwarze Maulbeerbaum ist als Obstbaum in unseren Breiten heute nahezu unbekannt. Im

Mittelalter und in der frühen Neuzeit wurde er als wertvolles und beliebtes Obstgehölz in den Gärten der Städte häufig gepflanzt. Seine erst bei Reife süßen, dunkelrot-violetten Fruchtstände dienten im Mittelalter und in der frühen Neuzeit besonders zur Herstellung von Fruchtmark sowie zum Färben von Speisen und Wein, den man dann als vinum moratum bezeichnete. Da die reifen Fruchtstände druckempfindlich sind und schnell faulen, mussten sie zügig verarbeitet oder getrocknet werden. Maulbeeren dienten auch zur Bereitung des Maulbeersirups, der Kranken als erfrischendes, kühlendes und fäulniswidriges Mittel gegeben wurde und der auch als Zusatz zu anderen Arzneien bei „hitzigen Fiebern", besonders aber bei den „Mundschwämmchen der Kinder" zur Anwendung kam.

Bemerkenswert häufig werden Samen und Blütenböden von Johannis- und Stachelbeeren in den frühneuzeitlichen Kloakenanlagen reicher Haushalte gefunden. Dagegen fehlen sie noch in den Proben aus spätmittelalterlichen Anlagen. Wir dürfen vermuten, dass diese im 16. Jahrhundert in Lüneburg neu etablierten Beerensträucher zunächst in die Gartenanlagen der Patrizier und anderer reicherer Bevölkerungsschichten Einzug hielten. Am häufigsten wurden Samen oder auch ganze Früchte der Roten Johannisbeere gefunden, die man auch als St. Johanns-Trauben bezeichnete. Laut Johann Elsholtz (1682) entstand der deutsche Name, weil „.... sie umb das Fest Johannis des Täufers reiff werden." Rasch wurden verschiedene Sorten gezüchtet, darunter auch welche mit weißlichen Beeren, die als besonders süß und schmackhaft galten. Elsholtz unterscheidet in seinem Diaeteticon ‚Gemeine rohte Johannisbeer, Grosse rohte Johannisbeer, Weiße Johannisbeer und süsse Johannisbeer'. Letztere würden auch kleine Rosinen genannt, „dafür sie der gemeine Mann fälschlich hält / weil sie am Geschmack so ganz Süsse sind; aber eben wegen sotaner allzu großen Süßigkeit werden sie nicht geachtet / noch zu Tische gebracht...". Sie wurden in erster Linie zu Saft, Fruchtmark und Kompott verarbeitet. Bei den untersuchten Kloakenanlagen fehlen Johannisbeeren lediglich in der spätmittelalterlichen Anlage des St. Michaelisklosters sowie in der Kloake vom Grundstück Salzbrückerstr. 18, die nicht zu einem Gebäude im Besitz eines Lüneburger Patriziers gehörte. Schwarze Johannisbeere und Stachelbeere wurden dagegen wesentlich seltener in den Kloaken nachgewiesen.

Der Ursprung der Kultur-Johannisbeeren wird in Flandern vermutet. Die ältesten Darstellungen sollen sich auf zwei Kunstwerken der Miniaturenschule aus Gent befinden. Weitere frühe Abbildungen befinden sich in der 1492 in Lübeck erschienenen und von Steffan Arndes in Mainz gedruckten niederdeutschen Fassung des bekannten Kräuterbuches Gart der Gesundheit sowie im New Kreüterbuch des Leonhart Fuchs,

das 1543 in Basel gedruckt wurde. Die Vielfalt verschiedener Sorten zeigt dann die naturgetreue Darstellung durch den Nürnberger Apotheker Basilius Besler in der Beschreibung des Fürstbischöflichen Gartens in Eichstätt von 1613 (Abb. 5). Zuletzt muss noch der Walnussbaum erwähnt werden, den man zu den wertvollsten Obstgehölzen rechnete. Er durfte in keinem größeren Garten fehlen. Seine fetthaltigen Nüsse wurden getrocknet und frisch verzehrt, jedoch ließ sich auch Nussöl aus ihnen pressen.

Die in den Gärten gezogenen Kulturobstarten wurden durch ein breites Spektrum von Wildfrüchten ergänzt, das man in der Feldmark und in den Wäldern sammelte, darunter Heidelbeeren, Brombeeren, Himbeeren, Hagebutten, sowie Haselnüsse, Schlehen und Schwarzer Holunder aus Feldgehölzen und von Lichtungen. Einzelne dieser Arten wurden bereits zusätzlich in den Gärten kultiviert. So gab es kleinfrüchtige Erdbeeren, die wie Walderdbeeren aussahen. Auch die Hagebutte und die Himbeere waren im 17. Jahrhundert schon zur Gartenpflanze geworden. Johann Elsholtz bemerkt dazu 1682: „Selbige ob sie schon hier zu Lande wild wachsen / so kan man sie doch auch in die Gärten bringen / und in Hecken pflanzten / oder einen ganzen Platz damit belegen / und nachmals wie die Reben stäbeln: so tragen sie viel grössere Früchte / und der gepflanzte Ort siehet einem kleinen Weinberge ähnlich.... Der rohe Verzehr der Früchte war zwar bekannt; jedoch offenbar wenig beliebt: „Auf die Taffel kommen zuweilen die rohen Früchte: aber die in Zucker eingelegte / wie auch die Himbeer-Pasten oder Teige sind viel angenehmer...".

Betrachtet man die zahlreichen Obstfunde aus Lüneburger Kloakenanlagen, so war im 16. und 17. Jahrhundert der Tisch reich gedeckt: Äpfel, Birnen und Pflaumen sowie Sauerkirschen waren am häufigsten. Neben zahlreichen Obstgehölzen wurden seit dem 16. Jahrhundert auch schon verschiedene Beerensträucher in den Gärten kultiviert. Der rohe Verzehr der Früchte wurde im Gegensatz zu ihrer Weiterverarbeitung zu Fruchtmark, Kompott, Saft oder Wein zunächst als unkultiviert betrachtet. Er kam im Gegensatz zu heute wohl nur vereinzelt vor. Viele frühe Kochbücher überliefern dagegen Rezepte für das „Kandieren" von Früchten mit Honig oder Zucker. Die in den Bodenproben aus den Kloaken aufgefundenen zahlreichen Steinkerne lassen sich als Küchenabfälle der Herstellung von Saft, Kompott oder Fruchtmark interpretieren. So wurden beispielsweise in der Kloake Salzbrückerstr. 18 in drei Litern Probenvolumen mehr als tausend Sauerkirschkerne gefunden.
Ein wesentlicher Unterschied zu unseren heutigen Ernährungsgewohnheiten stellt auch die Verwendung zahlreicher Früchte, ihrer Samen sowie ihres Saftes für Heilzwecke dar. So galt

beispielsweise Himbeerwasser, das die Apotheken vorrätig hielten, als ein besonderes Labsal für die Kranken. Feigen besitzen zum Beispiel verdauungsfördernde und mild abführende Wirkungen. Die Lüneburger Apotheke des Mathias van der Most hatte 1475 bei ihrem Verkauf an den Rat der Stadt auch ein Abführmittel aus Pflaumen- und Tamarindenmus vermischt mit pulverisierten Drogen in ihrem Bestand. Ferner werden in der Inventarliste der Apotheke conserva cydoniae und conserva pruni Damasceni aufgeführt. Dabei handelt es sich um eine Mischung zerstoßener frischer Pflanzenteile von Quitte bzw. Damaszener Pflaume mit Zucker. Diese Beispiele können die vielfältigen Anwendungen von Obstsäften, Sirup und anderen Pflanzenteilen nicht umfassend widerspiegeln. Sie zeigen aber die große Bedeutung von Obst und Früchten in der Ernährung wie auch als Zutat bei der Bereitung zuckerhaltiger Heilmittel und Arzneipräparationen, den sogenannten confectiones oder Latwergen.
Der Obstgarten, der in der dicht bebauten Stadt meist auf kleinsten Parzellen im rückwärtigen Grundstücksbereich angelegt war, hatte im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Lüneburg verschiedene wichtige Funktionen: Er war Lieferant wichtiger Nahrungsmittel und Naturprodukte sowie von Zutaten zu pflanzlichen Arzneien. Er diente aber auch wie heute als Ort der Besinnung und der Erholung abseits vom hektischen Treiben auf den Straßen.

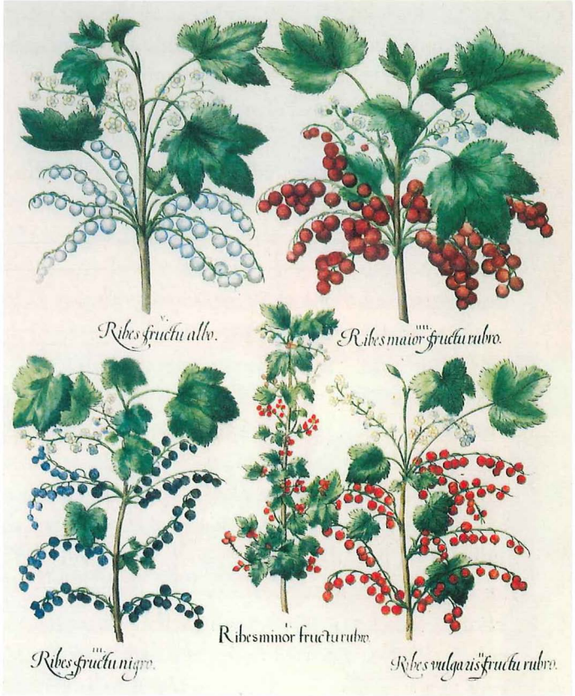


Abb. 5: Naturgetreue Darstellung verschiedener frühneuzeitlicher Johannisbeersorten. Handkolorierter Kupferstich aus dem 1613 vom Nürnberger Apotheker Basilius Besler (1561-1629) herausgegebenen Hortus Eystettensis oder gewissenhafte und sorgfältige Aufzählung und lebendige Darstellung aller Pflanzen, Blumen und Bäume....

Archäologische Bodenfunde wie die in den Kloakensedimenten erhaltenen Steinkerne, Früchte und Samen von Nutzpflanzen geben detailliert Aufschluss über die in den Gärten gezogenen Obstbäume und Beerensträucher sowie über das gesammelte Wildobst. Sie tragen dazu bei, das Alltagsleben der Lüneburger im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit zu rekonstruieren und sind für uns deshalb ebenso von kulturgeschichtlichem Wert wie Keramikgefäße oder bemerkenswerte Glasfunde.

Literatur:

DIETRICH ARENDS, ERIKA HICKEL, WOLFGANG SCHNEIDER, Das Warenlager einer mittelalterlichen Apotheke (Ratsapotheke Lüneburg 1475). (Veröffentlichung aus dem Pharmaziegeschichtlichen Seminar der Technischen Hochschule Braunschweig 4) Braunschweig 1960.

KARL-ERNST BEHRE, Pflanzenreste der Zeit um 1400 n. Chr. Aus dem Lüneburger St. Michaelis-Kloster. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 50, 1981, 321-327.

HANS DUMRESE, Ein niedersächsischer Herrensitz der Renaissance. Lüneburger Blätter 4, 1953, 27-42.

JOHANNES SIGISMUND ELSHOLTZ, Diaeteticon: Das ist newes Tisch=Buch oder Unterricht von der Erhaltung guter Gesundheit durch eine ordentliche Diät / und insonderheit durch rechtmäßigen Gebrauch der Speisen / und des Getränckes. Cölln an der Spree 1682; Reprint Leipzig 1984.

JOHANN WILHELM WEINMANN, Phythanthoza Iconographia, oder eigentliche Vorstellung etlicher Tausend so wohl einheimisch - als ausländischer aus allen vier Welt-Theilen, in Verlauf vieler Jahr mit unermüdetem Fleisz... Pflanzen, Bäume, Stauden, Kräuter, Blumen, Früchte und Schwämme... Regensburg 1737-45.

JULIAN WIETHOLD, Reis, Pfeffer und Paradieskorn: Pflanzenreste des 16. und 17. Jahrhunderts aus der Kloake der Patrizierfamilie von Dassel aus Lüneburg. Archäologie und Bauforschung in Lüneburg 1, 1995, 129-166.

JULIAN WIETHOLD, „Wyltu maken en gud moes van brambeeren...". Ein Blick auf den Speisezettel eines Lüneburger Handwerkerhaushaltes im 16. und 17. Jahrhundert. In: F. Andraschko / H. Lamschus / Ch. Lamschus / E. Ring (Hrsg.) Ton, Steine, Scherben - Ausgegraben in der Lüneburger Altstadt. (De Sulte 6) Lüneburg 1996, 113-125.

HANS WISWE, Ein mittelniederdeutsches Kochbuch des 15. Jahrhunderts. Braunschweigisches Jahrbuch 37, 1956, 19-55.

HANS WISWE, Kulturgeschichte der Kochkunst. München 1970.

Die Totenkronen oder -kränze aus der St. Lambertikirche in Lüneburg

Dana Vick

Während der Ausgrabung der St. Lambertikirche in den Jahren von 1998 bis 2000 wurden insgesamt 63 Gräber freigelegt. Zwei Gräber enthielten Reste von Totenkronen oder -kränzen. Diese Beigaben zeichnen die beiden Bestatteten als unvermählt Verstorbene aus.

Im gesamten deutschen Sprachgebiet war die Sitte verbreitet, für die Bestattung einer unverheirateten Person, gleich welchen Geschlechts oder Alters, eine oder mehrere Totenkronen oder -kränze anzufertigen. Es stellt sich die Frage, warum ledig Verstorbene im Bestattungsbrauchtum besondere Aufmerksamkeit erhielten. Nach der Umfrage des Atlas der deutschen Volkskunde (ADV) von 1930 zum Gebrauch der Totenkronen, die von Ernst Helmut Segschneider im Rahmen seiner Dissertation ausgewertet und 1976 veröffentlicht wurde, waren in der Vorstellung der Befragten zwei grundsätzlich unvereinbare Bedeutungen des Brauchs vorhanden.

Zum einen sind die Totenkronen als Belohnung für einen tugendhaften Lebenswandel zu sehen, als ein Symbol der Jungfräulichkeit. Die Ehelosigkeit galt als etwas Verdienstliches. Unvermählte befanden sich in einem idealen Stande, der durch die Totenkrone symbolisiert wurde. In christlichem Sinne ist die Totenkrone wohl als Belohnung für ein christliches Leben zu sehen. Die „Krone der Gerechtigkeit" (2. Timotheusbrief, Kap. 2, Vers 5: „...wenn jemand auch kämpft, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht.") und die „Krone des Lebens" (Offenbarung des Johannes, Kap. 2, Vers 10: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.") wurden als Lohn für ein tugendhaftes Leben gewertet und eng mit dem Ledigenstand verknüpft. Dafür spricht eine Passage aus dem ersten Brief des Paulus an die Korinther: „Ich möchte aber, daß ihr ohne Sorge seid. Wer ledig ist, der sorgt um des Herrn Sache, nämlich wie er dem Herrn gefalle; wer aber gefreit hat, der sorgt um die Dinge der Welt, nämlich wie er der Frau gefalle, und so ist er geteilten Herzens. Und die Frau, die keinen Mann hat, und die Jungfrau sorgt um des Herrn Sache, nämlich dass sie heilig sei am Leib und auch am Geist; die aber gefreit hat, die sorgt um die Dinge der Welt, nämlich wie sie dem Mann gefalle. ... Wenn einer aber in seinem Herzen fest steht, der nicht unter Zwang ist und seinen freien Willen hat, und beschließt in seinem Herzen, seine Jungfrau ledig bleiben zu lassen, der tut wohl. Demnach, welcher seine Jungfrau verheiratet, der tut wohl; welcher sie aber nicht verheiratet, der tut besser." (Kap. 7, Vers 32, 33, 34, 37 und 38).

Zum anderen wurde die Totenkrone wegen ihrer Ähnlichkeit zu einer Brautkrone als sichtbares Zeichen für die im Tode vollzogene Hochzeit des Ledigen gesehen. Nach christlicher und auch vorchristlicher Auffassung war die Verehelichung für jeden Menschen notwendig und galt als wichtigstes Lebensziel. Sie musste noch im Tode vollzogen werden. Den Toten wurden durch Kränze oder Kronen die Ehren einer Hochzeit nachgereicht. Dem Ledigenbegräbnis wurde so und durch weitere Rituale, auf die an dieser Stelle nicht weiter eingegangen wird, ein Hochzeitscharakter verliehen. Kranz und Krone sind demnach nur Teil eines umfassenderen Brauchtums, der „Totenhochzeit", bei dem verschiedene Hochzeitsbräuche zur Anwendung kommen konnten und der in Abhängigkeit von Zeit und Raum variierte. Zu erwähnen sind hier die Berichte arabischer Reisender, die im 10. Jahrhundert Osteuropa aufsuchten und auf eine frühe Entstehung des Brauches schließen lassen. Am bekanntesten ist der Bericht des Ibn Fadlan, der über das Begräbnis eines Warägerhäuptlings bei den Rus' an der Wolga aus dem Jahre 922 schreibt. Dem Häuptling wurde neben den üblichen Grabbeigaben auch ein Sklavenmädchen, wohl im Sinne einer „Totenhochzeit", mit auf die Fahrt in das Jenseits gegeben. Der Begriff „Totenhochzeit" ist dennoch nicht korrekt, da keine Verheiratung des Toten vollzogen wird, sondern eine Ersatzhandlung.

Der Gebrauch von Totenkronen lässt sich bis in das 16. Jahrhundert zurück verfolgen, hat aber vermutlich viel ältere Vorläufer. Bereits in der Antike wurde der Brautkranz unvermählt Verstorbenen verliehen. Aus dem Mittelalter existieren nur vereinzelt Belege. Erst durch Verordnungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert, welche die kostspieligen Ausschweifungen in den Bestattungssitten und damit auch den Gebrauch von Totenkronen einzuschränken versuchten, geben nähere Auskunft über deren Verbreitung und Gestaltung.

So wurden zum Beispiel in Lübeck die aufwendig gestalteten Totenkronen aus Silber, Blech oder Blumen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts einer obrigkeitlichen Reglementierung unterworfen. Als Alternative sollten kostengünstigere Kränze aus grünem Blattwerk verwendet werden. In Lüneburg richtete sich eine Verordnung aus dem Jahr 1682 nicht direkt gegen Totenkränze im Zusammenhang mit Ledigenbegräbnissen, sondern gegen das „Gepränge mit den Kräntzen" auf den Särgen. „Alle Pracht und Üppigkeit" wurde verboten. Erlaubt waren nur noch Kränze im Wert von bis zu 2 Rthlr. und Rosmarin-Kränze sollten für einen halben Rthlr. gemietet werden.

Das Brauchtum um die Totenkronen ließ sich jedoch nicht ganz unterbinden. Daher stellte die Kirche für die Dauer der Trauerfeierlichkeiten sogenannte Leihkronen zur Verfügung, die gegen eine Miete entliehen werden konnten. Kronen, die nur für ein bestimmtes Begräbnis angefertigt wurden, sogenannte Eigenkronen, wurden häufig in der Kirche aufgehängt oder in eigens angefertigten Kästchen zum Andenken ausgestellt. Letztere wurden von verschiedenen Personen gestiftet, die zu deren Herstellung verpflichtet waren. Stifter konnten Angehörige, Paten, ledige Nachbarn, organisierte Mädchen und Jungen im Alter der oder des Verstorbenen oder auch eine Kombination der aufgezählten Personen sein. Somit war die Stiftung von mehreren Kronen möglich. Relikte des Brauchtums haben sich bis in das erste Viertel des 20. Jahrhunderts erhalten.

Totenkrone und Totenkranz sind in ihrer Symbolik gleichbedeutend anzusehen und ihre Wertigkeit ist auswechselbar. Der Kranz hat besonders in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts im Ledigenbegräbnis an Bedeutung gewonnen, die ihm über das ganze 19. Jahrhundert erhalten blieb. Seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts schmückte er aber zunehmend auch die Gräber verheiratet Verstorbener. Seine Bedeutung als wichtigstes Element der Bestattungskultur, wie wir sie heute kennen, bekam er erst nach dem zweiten Weltkrieg. Der Brauch war nicht konfessionsgebunden. Er zeigte sich jedoch in protestantischen Regionen häufiger und differenzierter als in den katholischen Gebieten.

Der Gebrauch der Totenkronen und -kränze während und nach der Beerdigungszeremonie fiel unterschiedlich aus. So war es zum Beispiel üblich, den Schmuck auf den Sargdeckel zu nageln oder am Sargtuch festzunähen. Eine weitere Möglichkeit war, den Schmuck hinter dem Sarg her zu tragen, nicht selten auf einem eigens dafür angefertigten Kissen. Nach den Trauerfeierlichkeiten konnten die Kronen und -kränze im oder auf dem Sarg belassen werden, um sie dem oder der Verstorbenen mit in das Grab zu geben.
Bei der erstgenannten Variante wurden die Kronen bzw. Kränze den Toten, auch den Männern, aufgesetzt oder in die Hand gegeben. Ferner ist überliefert, den Schmuck nach der Bestattung für eine bestimmte Zeit auf das geschlossene Grab zu stellen, eventuell sogar in einem Gehäuse. Danach wurden die Kronen häufig in der Kirche auf sogenannten Kronenkästen, -brettern, -schränken oder auch Kronenepitaphien zum Andenken aufbewahrt. Laut Segschneider ging man bei Platzmangel gelegentlich sogar dazu, der Schmuck unter dem Kirchdach aufzubewahren. Die Bezeichnung eines Kirchenbodens als „Kronenbalken" in einem hessischen Ort führt man auf diesen Brauch zurück (Segschneider 1976, S.221).

Wohl spätestens seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde es üblich, die Totenkronen mit nach Hause zu nehmen. Gründe dafür

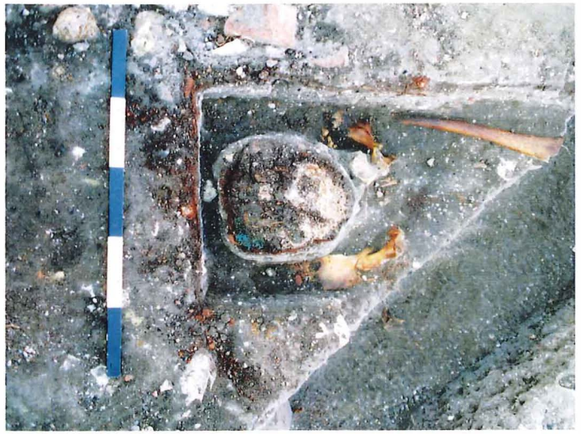


Abb. 1: Grab Nr. 138

könnten die zunehmende Individualisierung des gesellschaftlichen Lebens und einsetzende Kirchenrenovierungen sein.

Bisher haben sich überwiegend Volkskundler mit diesem Brauchtum beschäftigt, da Totenkronen vor allem aus Kirchen oder Museen bekannt sind. Erst in jüngerer Zeit beschäftigen sich auch Archäologen mit dem Thema, da immer wieder Überreste von Totenkronen aus Grabungsbefunden bekannt geworden sind.

Die beiden Totenkronen aus der St. Lambertikirche in Lüneburg wurden in zwei einfachen Erdgräbern gefunden, die sich im ehemaligen Innenraum der Kirche befanden.

Das Grab Nr. 138 befand sich im nördlichen Seitenchor der Kirche. Der Sarg ist durch die Anlage eines Kabelgrabens zum Teil zerstört worden und war nur noch auf einer Länge von 60 cm erhalten. Der Sarg zeichnete sich als dunkle Linie vom umgebenden Erdreich ab. Seine Größe lässt auf die Bestattung eines Kleinkindes schließen. Die Knochen waren zum größten Teil vergangen und nur noch als feiner Grus (Brushit) erhalten, so dass weder das Alter noch das Geschlecht des Kindes ermittelt werden konnten. Im Kopfbereich der Bestattung waren stellenweise Haare erhalten. Dazwischen lagen einzelne filigrane, grün oxidierte Metallspiralen und -drähte. Überwiegend am oberen Kopfabschluss befanden sich einige sehr kleine Stoffreste. Zusätzlich lagen Nadelfragmente von mindestens 21 Nadeln im Bereich des Kopfes (Abb. 1). Diese wenigen Fragmente lassen keine Aussagen zur ehemaligen Form der Krone oder des Kranzes zu.

Mehr Aufschluss gibt der Fund aus dem Grab Nr. 88. Es befand sich im Mittelschiff der Kirche. Bei dieser Bestattung handelt es sich um ein männliches erwachsenes Individuum. Auf den Oberschenkeln des Skelettes lagen die fragilen, ebenfalls grün oxidierten Reste einer Totenkrone bzw. eines Totenkranzes (Abb. 2). Der Fund wurde im Block geborgen und im Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege in Hannover von der Restauratorin Andrea Tröller-Reimer bearbeitet. Untersuchungen an einzelnen losen Metallfragmenten ergaben, dass es sich bei dem Material um versilberte Kupferdrähte handelt. Um die versilberte Oberfläche freizulegen, kamen sowohl mechanische und chemische Methoden als auch Laser zum Einsatz. Bei der mechanischen Methode stellte sich heraus, dass aufgrund der Fragilität des Materials kein großer Druck ausgeübt werden konnte, da die Drähte sofort zerbrachen. Eine Freilegung der gesamten Krone, die auf dem Erdsockel starr aufliegt, war somit nicht möglich. An losen Einzelteilen dagegen ließ sich die Versilberung teilweise herausarbeiten, weil die Lage der Stücke während der Bearbeitung verändert werden konnte.
Die chemische Freilegung an den Drähten der Krone schlug ebenfalls fehl. Die Silberschicht erwies sich als extrem dünn und die chemische Behandlung drang daher bis zur Kupferoberfläche durch.

Die Laserfreilegung wurde an einigen Teilen der Totenkrone getestet. Nur bei gut erhaltenen Drähten gelang es bis auf die Silberschicht durchzudringen. Überwiegend erreichte man aber die Kupferoberfläche. Querschliffaufnahmen von den Drähten, angefertigt vom Fraunhofer Institut Dresden, zeigen, dass die Silberschicht nicht homogen ist, sondern sich in verschiedenen Ebenen der Korrosionsschicht befindet. Dieser Umstand erklärt, warum es nicht möglich ist, die Silberschicht komplett herauszuarbeiten.

Abb. 2: Grab Nr. 88

Nach Abwägen dieser Ergebnisse wurde beschlossen die Krone nicht freizulegen, sondern den derzeitigen Zustand zu konservieren. Der Erdsockel wurde ebenfalls mit einem Konservierungsmittel stabilisiert (Abb. 3).

Wie Abbildung 3 zeigt, handelt es sich vermutlich um einen Totenkranz, der einen Durchmesser von etwa 15 cm aufweist. Die Drähte sind auf verschiedene Art und Weise verarbeitet worden. So wurde einfacher Runddraht spiralförmig gewickelt und in Schlaufen gelegt (Abb. 4). Die Enden eines solchen Schlaufenelementes sind verzwirnt. Vermutlich handelt es sich um die Reste von Blüten. Dieser Runddraht ist zum Teil auch um einen Basisdraht gewickelt worden

Abb. 3: Der Totenkranz nach der Konservierung auf dem Erdsockel.

Abb. 4: Nahaufnahme des Totenkranzes.

(Abb. 5). Eine andere Technik weisen kleine, dicht aneinander gereihte Achterschleifchen auf. Diese 4 mm langen Schleifchen bestehen aus einem flach ausgewalzten, geplätteten Draht (Lahn) (Abb. 5).
Zwischen und unterhalb der Drähte ist vereinzelt braun verfärbter Stoff erhalten, der von der Totenkleidung, Sargausstattung oder von einer textilen Umwicklung der Drähte stammen könnte.

Da der Holzsarg der Bestattung schon vergangen war, kann nicht mehr gesagt werden, ob der Kranz ursprünglich in den Händen des Verstorbenen oder auf dem Sargdeckel lag.

Über Form und Material der Totenkronen oder -kränze geben Texte aus der Zeit vor 1800 kaum näheren Aufschluss. Sie sind oft vieldeutig formuliert. Eine Analyse der Formen ist deshalb nicht möglich.
Das 19. Jahrhundert dagegen birgt eine große Anzahl an Varianten. Segschneider spricht sogar von einem „chaotischen Pluralismus von Form, Material und kleinräumigen Entwicklungen" (Segschneider 1976, S. 211). Die Konstruktionen sind allerdings konstant. Lediglich in den Maßen variieren sie zum Teil beträchtlich. Abwandlungen treten hinsichtlich des Stoffes, einzelner Formen, Farbe und Anordnung auf.

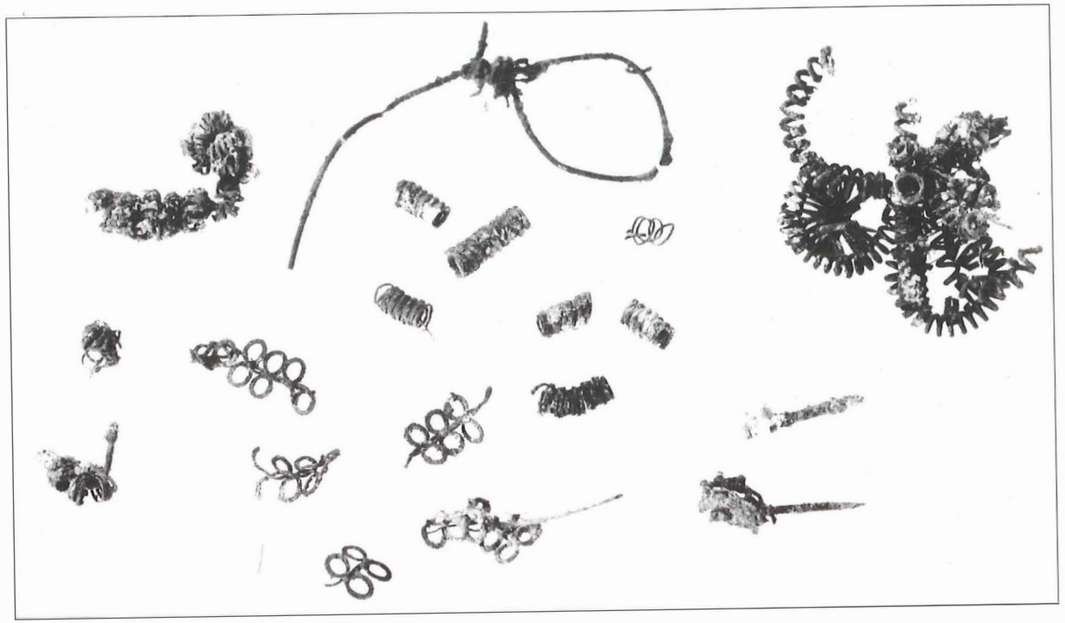


Abb. 5: Einzelne Fragmente des Totenkranzes.

Am häufigsten tritt die geschlossene Bügelform auf (Abb. 6), die sich gegenüber der offenen Form bis in die 1870er und 1880er Jahre behaupten kann. Erst danach setzt sich die schlichte Kranzform als typische Modeerscheinung durch. Im ADV stellt die Formulierung „Drahtgestell mit künstlichen Blumen und Perlen" die häufigste Beschreibung der Form dar.
Als Sonderform sind die sogenannten Stabkronen Norddeutschlands zu betrachten. Bei dieser Form wurde auf einen bis zu 1,20 m langen Stab eine Kronenform als oberer Abschluss gesetzt. Diese Stabkrone wurde in den frischen Grabhügel gesteckt.
Leihkronen bestanden aus dauerhaften Material, meist verschiedene Legierungen aus Metall. Blüten, Blätter, Perlen und Bänder wurden aus Metall nachgebildet. Eigenkronen bestanden im 18. Jahrhundert in der Regel aus Draht, um den Blumen und /oder Buntpapier gewickelt wurde. Im 19. Jahrhundert kamen dann serienmäßig gefertigte Kunstblumen und Perlen dazu. Perlen,

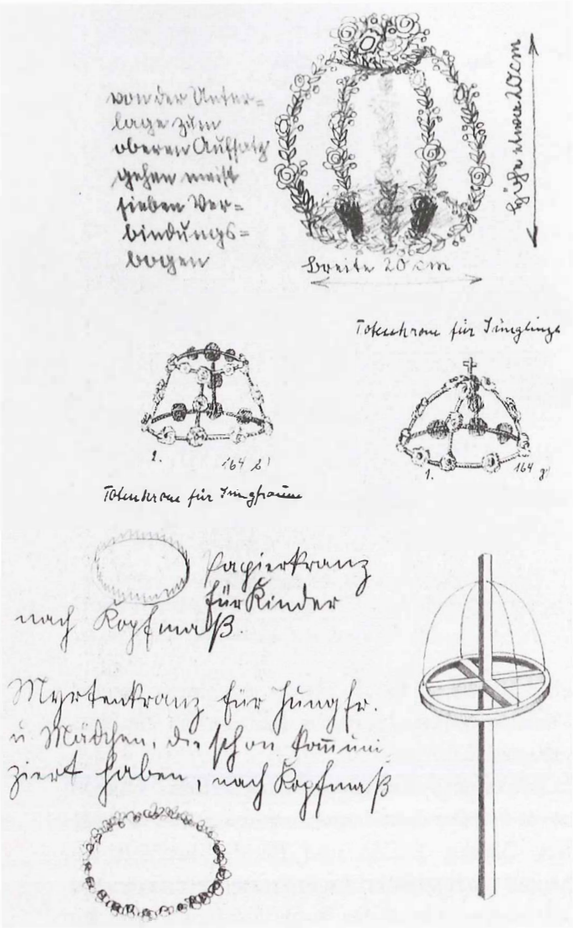


Abb. 6: Kronenformen nach dem Atlas der deutschen Volkskunde.

Flittergold und Buntpapier werden als Material noch für Kronen des 20. Jahrhunderts in der Umfrage des ADV genannt. Kronen und Kränze konnten auch mit handgeschriebenen Spruchbändern versehen sein.

So geben weder einzelne Motive noch die Herstellungstechniken genaue Hinweise auf die Datierung des Kranzes. Die Drahtwickeltechniken des Lüneburger Fundes sind jedoch auch von anderen Funden bekannt, wie zum Beispiel aus der St. Petri-Kirche in Buxtehude und vom Frauenkirchhof an der Dresdner Frauenkirche. Die Blüten und Blätter der nur in Fragmenten vorliegenden Totenkrone aus Buxtehude sind in verschiedenen Techniken angefertigt worden. Die Blütenformen sind individuell gestaltet. Diese Vielfalt könnte ein Hinweis darauf sein, dass mehrere Personen an der Herstellung der Krone beteiligt waren (Abb. 7).

Eine Totenkrone aus einem Grab des Frauenkirchhofes in Dresden bestand aus drei übereinandergesetzten Einzelkronen. Die Basis von zwei dieser Kronen bilden Eisenreifen, die mit Textilfasern umwunden waren. Blütenfassungen, Zierborten und andere Ornamente sind durch Drahtwicklungen an diesen Reifen befestigt worden. Die Blüten wurden aus in Form gepresster Seide vorgefertigt und in kelchförmige Drahtkörbchen eingesetzt. Die innere Krone besteht aus zwei gleichen, mit versilberten Spiralen versehenen

Abb. 7: Die Fragmente der Totenkrone aus Buxtehude.

Borten, in deren Mitte sich Blüten aus vergoldeten, spiralförmig um einen Basisdraht gewickelten Drähtchen befanden. Letztere wurden mit Seidenblumen geschmückt (Abb. 8).

Die Dresdener Krone kann durch archivalische Quellen in die Zeit zwischen 1565 und 1714 eingeordnet werden. Die Kronenfragmente aus Buxtehude wurden in einem Jütetopf in einer Gruft der Kirche zwischen zwei Särgen gefunden. Da dort nur bis 1803 bestattet wurde und Jütetöpfe etwa ab 1700 in der Region erscheinen, kann die Krone in das 18. Jahrhundert datiert werden.

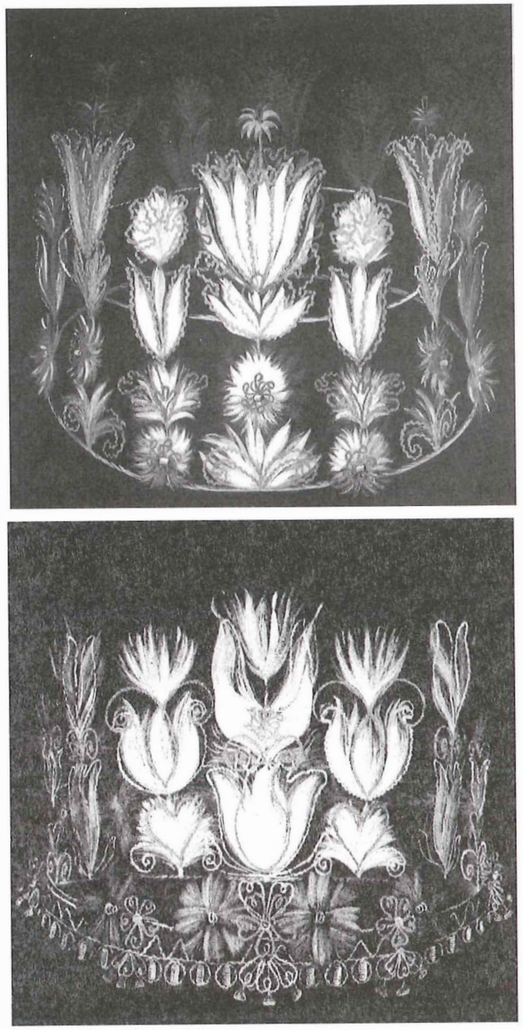


Abb. 8: Rekonstruktion der Totenkrone vom Dresdner Frauenkirchhof.
Oben: äußerer, vor der Restaurierung separierter Teil.
Unten: bandförmige Innenkrone und mittlerer Reif.

Für eine zeitliche Einordnung der Lüneburger Funde stehen kaum archivalische Quellen zur Verfügung, da fast das gesamte Pfarrarchiv der St. Lambertikirche, einschließlich der Begräbnisregister vor 1841, verschwunden ist. Als historischer Hinweis kann hier nur das allgemeine Bestattungsverbot innerhalb der Stadtmauern herangezogen werden, das seit 1811 Beerdigungen nur noch auf Friedhöfen außerhalb der Stadt gestattete. Im Rechnungsbuch der Lambertikirche ist am 14. 12. 1811 die letzte verkaufte Grabstelle eingetragen. Diese Hinweise und die technischen Ähnlichkeiten zur Buxtehuder Krone legen eine Datierung in das 18. Jahrhundert nahe.

Literatur

SUSANNE ALTENBURGER, Städtische Obrigkeit und Begräbniswesen in Lübeck und Lüneburg vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. [Magisterarbeit Univ. Hamburg] (Hamburg 1995).

FRANZISKA FRENZEL, ANDREA TROLLER-REIMER und CORNELIA BAUCKER, Begraben, vergessen, in neuem Glanz erstrahlend: Die Restaurierung einer Totenkrone. Archäologie aktuell im Freistaat Sachsen 3, 1995, 228-230.

SUSANNE MAYERHOFER, Eine Totenkrone und ein Gedenkbild - zwei Funde und ihre Bedeutung. In: 1196-1296-1996. 800 Jahre Altes Kloster und 700 Jahre St.-Petrikirche in Buxtehude. [Buxtehuder Notizen 6], 1996, 201-226.

CORNELIA RUPP, Hochzeit am Grabe - Die Totenkronen vom Frauenkirchhof. Archäologie aktuell im Freistaat Sachsen 3, 1995, 226-227.

ERNST HELMUT SEGSCHNEIDER, Totenkranz und Totenkrone im Ledigenbegräbnis nach einer Dokumentation des Atlas der deutschen Volkskunde. (Köln 1976).

Über kurz oder lang. Die seltene Vollständigkeit eines zerbrechlichen Objektes.

Ralf Kluttig-Altmann

Tonpfeifen haben für Archäologen den Vorteil, dass sie sich im Boden nahezu unverändert halten – aber sie besitzen auch den Nachteil hoher Zerbrechlichkeit. An einen relativ kompakten und aufgrund seiner geschlossenen Form stabilen Kopf schließt sich bei einer Tonpfeife ein langer, dünner Stiel an. Dieser ist schon zur Zeit seiner Benutzung, spätestens beim Wegwerfen und allerspätestens bei seiner Ausgrabung der hohen Gefahr des Ab- und Zerbrechens ausgesetzt. Nun ist aber der Stiel, aufgrund seiner Beschriftungen und Verzierungen sowie der Stiellänge an sich, ein nicht unwichtiges Kriterium für die Datierung und Bestimmung der ganzen Pfeife und ihres historischen Kontextes.

Worin liegt die besondere Bedeutung der Stiellänge? Kurz- und langstielige Pfeifen (20–30 bzw. 30–50 cm) wurden spätestens ab der Mitte des 17. Jahrhunderts, nachdem das Pfeifenbäckerhandwerk einen ungeheuren Aufschwung erlebt hatte, stets parallel hergestellt. Die Stiellänge ist deshalb allein kein Datierungskriterium. Die Herstellung verschiedener Längen geschah vorrangig aus praktischen Gründen: Die Gelegenheit zum Rauchen, ob im Lehnstuhl oder bei der Arbeit, entschied in erster Linie über die Länge der verwendeten Pfeife. Eine lange Pfeife steht für Muße, da man sie schlecht bei der Arbeit rauchen kann (Abb. 1). Es gibt zahlreiche Anekdoten in der heiteren Raucherliteratur, die sich mit dem Gegensatz zwischen langen Pfeifen und dem Arbeiten beschäftigen, der mal zugunsten der Arbeit, mal zugunsten der langen Pfeife gelöst wurde. Auch für besondere Pfeifen zu repräsentativen Anlässen, z.B. die so genannten Bräutigamspfeifen, wurden stets lange Modelle ausgesucht. Noch heute wird bei diversen traditionellen Treffen von Schiffer- oder Händlervereinigungen, zu deren Ritualen Tonpfeiferauchen gehört, immer ein langes Modell gewählt.

Abb. 1

Ganz praktisch sei hinzugefügt, dass der kühle und trockene Rauchgenuss, für den Tonpfeifen stets geschätzt wurden, um so mehr zum Tragen kommt, je länger der Stiel ist. Der Scherben der Pfeife nimmt einen Teil des Kondensats auf und kühlt den Rauch, was ein angenehmeres Geschmackserlebnis ermöglicht als bei heißlaufenden und tropfenden Porzellanpfeifen (welche

Abb. 2

im 19. Jahrhunderts trotzdem, aufgrund ihrer prächtigen Farbigkeit, der Tonpfeife den Rang abliefen). Und ein besonders langer Stiel bot dem Hersteller viel Platz für Verzierungen und seinen Familien- bzw. Ortsnamen.

Für alle, die am Tage die Hände rühren mussten und trotzdem auf ihre Pfeife nicht verzichten wollten, gab es die kurzstieligen Pfeifen. Es fallen einem auch sofort genügend Abbildungen von Matrosen, Soldaten, Handwerkern, Bauern, Tagelöhnern usw. ein, die beflissen ihrem Tagewerk nachgehen und bei denen die Pfeife trotzdem fester Bestandteil des Gesichts geworden zu sein scheint (Abb. 2). Es gibt zudem Skelettfunde mit starkem Zahnabrieb, die von diesem „Dauerrauchen" Zeugnis ablegen. Auch auf den kurzen Pfeifenstielen waren die o.g. Verzierungen und Umschriften angebracht, die aber hier enger zusammen und dicht am Kopf sitzen mussten, denn das Mundstück sollte frei und glatt bleiben.

Sowohl archäologische Funde als auch sachliche und romanhafte Schriftquellen geben nun Auskunft darüber, dass eine Tonpfeife im Laufe ihrer Benutzung immer kürzer werden konnte. Entweder wurde sie vom Besitzer nach dem versehentlichen Abbruch des Mundstücks einfach etwas angespitzt und weitergeraucht, oft bis kurz vor den Kopf (Abb. 3 und 4). Es ist aber auch das absichtliche Abbrechen von (abgekauten) Mundstücken vor dem Rauchen in der Literatur belegt, vermutlich aus hygienischen Gründen. Beim Zurechtmachen des neuen Mundstückes gingen die Besitzer mit unterschiedlicher Sorgfalt vor – von groben Schnitzspuren bis zur sorgfältigen Politur reicht die Palette der individuellen „Werterhaltung".

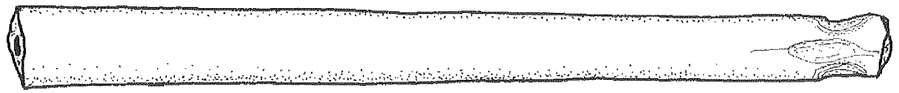


Abb. 3: Stielfragment mit abgebrochenem Mundstück und Bissspuren vom Weiterbenutzen. Lüneburg, Auf der Altstadt 48, vermutlich 17. Jh. M 1:1.

Entging eine Pfeife dieser schleichenden Verkürzung, zerbrach sie spätestens bei der Entsorgung in mehrere Stücke. Diese bei der Ausgrabung noch beieinander zu finden, ist sehr unwahrscheinlich und gelingt nur in ungestörten Fundlagen, z. B. Latrinen und anderen Abfallentsorgungseinrichtungen. Deshalb ist selbst bei größeren Fundkomplexen die Rekonstruktionsrate von Tonpfeifen eher gering. Um so bedeutender sind Fälle, bei denen aufgrund günstiger Bedingungen die Ergänzung einer ganzen Pfeife oder eines beträchtlichen Teils davon gelingt. Die älteren Pfeifen des 17. Jahrhunderts haben dabei gegenüber ihren jüngeren Vertretern aus dem 18./19. Jahrhundert den Vorteil, dass sie mit ihrer robusteren Fertigung etwas weniger bruchgefährdet sind. Besitzen sie noch einen durchschnittlichen Stieldurchmesser um/über

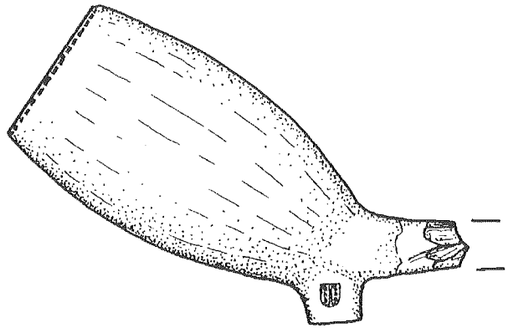


Abb. 4: Pfeifenkopf mit kurz vor dem Kopf abgebrochenen und für die Weiterbenutzung zurecht geschnitzten Stiel. Leipzig, Hainstraße 5/7, 4. Viertel 18. Jh. M 1:1.

Abb. 5: Vollständig erhaltene lange Tonpfeife aus dem 3. Viertel des 17. Jh. Lüneburg, Kreissparkasse Latrine 1. M 1:2.

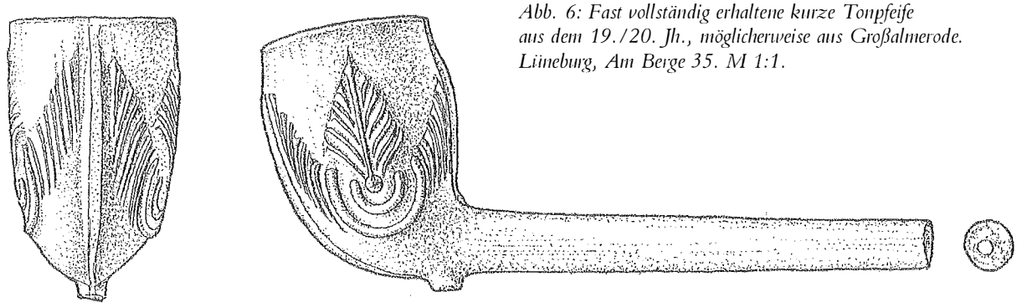


Abb. 6: Fast vollständig erhaltene kurze Tonpfeife aus dem 19./20. Jh., möglicherweise aus Großalmerode. Lüneburg, Am Berge 35. M 1:1.

10 mm, sinkt er bei den grazileren jüngeren Modellen auf den Standardwert von 6–7 mm. Die jüngeren Pfeifen machen den körperlichen Nachteil durch einen weit häufigeren Anteil im Fundbild wieder wett, so dass die Rekonstruktionschancen bei älteren und jüngeren Tonpfeifen statistisch wieder etwa gleich stehen.
Lüneburg bietet Tonpfeifenfunde von zahlreichen Grabungen der letzten Jahrzehnte. Zu den aus den geschilderten Gründen sehr seltenen Fällen von vollständig erhaltenen bzw. vollständig rekonstruierbaren Pfeifen gehört ein Fund aus der Kloake 1 der Grabung „Kreissparkasse" (Abb. 5). Die Pfeife mit einer Gesamtlänge von 39 cm ist vom Kopf bis zum Mundstück erhalten. Sie wurde im 3. Viertel des 17. Jahrhunderts hergestellt und ist die älteste vollständige Pfeife aus Lüneburg. Eine der jüngsten dagegen dürfte die sehr kurze Variante mit reliefartig verziertem Kopf sein (Abb. 6), die in einer Kloake der Parzelle Am Berge 35 gefunden wurde.

Literatur

RALF KLUTTIG-ALTMANN, „Hirdurch zihet man den rauch ins Maull". Tonpfeifen aus Leipziger Stadtkerngrabungen 1992–2000 im Kontext ihrer typologischen und kulturhistorischen Entwicklung. In: Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege 44, 2002, 239–263.

FELIX TIMMERMANNS, Die lange Tonpfeife. In: Kleine Leute in Flandern. Erzählungen. Leipzig 1943, 3–26.

MAREN WEIDNER, Archäologische Funde vom Rendsburger Neuwerk. In: Knasterkopf 12, 1999, 4–13.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Ludwig Bechsteins Märchenbuch. Mit 187 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter (Leipzig und Weimar 1986), Neudruck der zweiten illustrierten Ausgabe von 1857, S. 157.

Abb. 2: W. D. von Horn, Die Spinnstube, 5. Band. Alte liebe Geschichten. Mit dem ursprünglichen Bilderschmuck von Ludwig Richter (Chemnitz und Leipzig, o.J. [ca. 1900]), S. 12.

Abb. 3, 4: Verfasser
Abb. 5, 6: Helmsmuseum Hamburg-Harburg

„Also nahm dat Evangelium to und schaffede Frucht". Archäologie der Reformation in Lüneburg

Edgar Ring

Die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit widmet sich zunehmend der Zeit des Übergangs vom Mittelalter zur frühen Neuzeit. Gerade im Hinblick auf die Reformation stellt sich immer wieder die Frage, ob von einem Bruch mit der mittelalterlichen Ordnung und der Gründung der modernen Gesellschaft ausgegangen werden kann. Können archäologische Funde, können Objekte des täglichen Lebens überhaupt Informationen zu diesem Prozess liefern?

Im Februar 2001 fand im British Museum in London die Tagung „The Archaeology of Reformation 1480-1580" statt. Während dieser Tagung äußerten sich Archäologen, Historiker und Bau- und Kunsthistoriker zu Themen der Religion im tudorzeitlichen England, z.B. Gottesdienst und Bilderstürmerei, private Andacht und materielle Kultur. Quasi als kleine Folgeveranstaltung ist die Tagung „Archäologie der Reformation" zu sehen, die im April 2004 am Lehrstuhl für Christliche Archäologie und Kunstgeschichte der Universität Erlangen stattfand. Die Vorträge setzten sich mit archäologischen Funden der Reformationszeit auseinander, die eventuell Rückschlüsse auf eine besondere protestantische Identitätsbildung im privaten und öffentlichen Raum erlauben.

Objekte sind einbezogen in Kommunikationsprozesse und werden durch diese geprägt. Als Kulturträger üben Objekte aber auch (gleichzeitig) Einfluss auf soziale Netzwerke aus. Im Folgenden sollen einige Objekte, die in der Stadt Lüneburg bei Ausgrabungen geborgen wurden, als Beispiele einer „Archäologie der Reformation" vorgestellt werden.

Eine besondere Bedeutung erlangt in der Reformation das Bild. In der Auseinandersetzung der Kirchen werden Kampfbilder, etwa die nach dem Reichstag in Worms 1521 erschienene Bildsequenz „Passional Christi und der Antichrist", eingesetzt. So verwundert es nicht, dass Bilder auch auf alltäglichen Gegenständen Verwendung finden.
Im archäologischen Fundmaterial der Stadt Lüneburg befindet sich eine größere Anzahl von Objekten mit Darstellungen, die den neuen, protestantischen Glauben widerspiegeln, ganz im Sinne Martin Luthers: „Aber die [...] Bilder, da man allein sich darinnen ersihet, vergangener Geschichten und Sachen halben als in einem Spiegel, das sind Spiegel Bilder, die verwerfen wir nicht, denn es sind nicht Bilder des Aberglaubens [...] sondern es sind Merkbilder".

Abb. 1

In Lüneburg setzte sich die Reformation 1530 durch, obwohl der Landesherr, Herzog Ernst „der Bekenner", bereits ab 1525 intensive Bemühungen unternahm, das Herzogtum zu reformieren. Erst mit der Einsetzung von protestantischen Predigern im benachbarten Bardowick und im Kloster Lüne 1529 bekannten sich immer mehr Lüneburger Bürger zum lutherischen Glauben, besonders die sozial und wirtschaftlich aufstrebenden Brauer und Kaufleute. „Also nahm dat Evangelium to und schaffede Frucht":

Abb. 2

mit diesen Worten wurde die Einführung der Reformation in Lüneburg von einem Zeitgenossen kommentiert.

Eine kleine Figurengruppe, die aus einer Kloake auf der Parzelle der Patrizierfamilie Dassel stammt, lässt vermuten, dass es während der Unruhen der Reformation zu Beschädigungen von religiösen Objekten kam, obwohl ein Bildersturm in Lüneburg keinesfalls überliefert ist (Abb. 1). Die Annaselbdritt, 21 cm hoch, wurde aus Gipsestrich geschaffen. Links steht Anna, rechts ihre Tochter Maria, die das nackte Kind trägt. Jesus nimmt aus einer Schale, die ihm Anna reicht, eine Frucht – einen Apfel. Einen zweiten Apfel hält er bereits in seiner anderen Hand. Die Hände der Frauen sind ungewöhnlich groß.

Abb. 3 a

Allen drei Figuren fehlt der Kopf, der ehemals mit kleinen Holzdübeln auf dem Rumpf befestigt war. Maria fehlt ein Arm. Von der ursprünglichen polychromen Fassung sind nur Reste von Zinnoberrot erhalten. Die Borten der Gewänder waren durch rötliches Blattgold hervorgehoben.

Abb. 3 b

Auch die Früchte in der Schale waren vergoldet. Auf der Rückseite der Figurengruppe befindet sich ein Holzdübel. Die Standfläche ist geritzt, um vermutlich eine größere Standsicherheit zu erlangen.

Vielleicht befand sich die Figurengruppe in einer Privatkapelle der Patrizierfamilie von Dassel. Solche Privatkapellen sind aus zwei Lüneburger Patrizierhäusern bekannt. Somit könnte es sich bei der Skulptur um ein privates Andachtsbild handeln. Die Figurengruppe datiert in das 1. Drittel des 16. Jahrhunderts.

Sowohl der Annen- als auch der Marienkult brechen in Lüneburg mit der Reformation nicht ab. Im Haushaltsinventar des Nikolaus Tzerstede sind 1578, also fast 50 Jahre nach Einführung der Reformation in Lüneburg, noch zahlreiche Marienbilder und -figuren vorhanden. Auch Darstellungen der Annaselbdritt waren in Lüneburg-

Abb. 4 a und b

ger Haushalten vorhanden, wie das Haushaltsinventar des Arnt Hollenhagen aus dem Jahr 1581 belegt: „Eine geschnitzte Fraven mit zweyen Kindern auch auf ein gulden Spann". Es folgt der Zusatz: „Die geschnitzte Arbeit haben wir nicht wardieren [schätzen] können auß Ursachen das sie nun mehr nicht gebreuchlich sindt, aber den Erben zum Besten vorhanden".

Die mit Vehemenz erfolgte Auseinandersetzung der Kirchen wird in Spottbildern deutlich. Träger reformatorischer Bildpolemik waren in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts insbesondere Medaillen mit den Doppelköpfen Papst – Teufel und Kardinal – Narr. Auch auf Ofenkacheln erscheint der Doppelkopf Kardinal – Narr. Bei Ausgrabungen in der Lüneburger Töpferei „Auf der Altstadt 29", die u.a. äußerst qualitätvolle Ofenkacheln produzierte, wurde der Schrühbrand einer Ofenkachel mit dem Doppelkopf geborgen (Abb. 2). Die in satirischer Form zum Ausdruck gebrachte antikatholische Haltung des Lüneburger Rats wird besonders deutlich im so genannten Interimspokal, den der Bürgermeister Franz Witzendorff wohl unmittelbar nach Aufhebung des Augsburger Interims 1552/53 privat in Auftrag gab. Die bekrönende Deckelfigur ist die babylonische Hure auf dem siebenköpfigen Ungeheuer. Franz Witzendorffs Sohn Heinrich vermachte den Pokal in seinem Testament 1617 dem Rat.

Abb. 5 a und b

Die Produkte der bereits genannten Töpferei „Auf der Altstadt 29" belegen, dass ein heimischer Handwerksbetrieb seine Produktion auf den protestantischen Markt ausrichtete. Schrühbrände, Fehlbrände, Kacheln und Model mit Darstellungen des Apostolischen Glaubensbekenntnisses, der Passion und protestantischer Herrscher stehen im Vordergrund der Produktion der zweiten Hälfte des 16. und des frühen 17. Jahrhunderts. Ein Kachelofen dieser Zeit ist in Lüneburg nicht überliefert, das Spektrum der Kachelproduktion spricht aber für die Existenz so genannter Reformationsöfen.

Ein Kachelmodel stellt eines der zentralen Motive der Reformation dar: das Sündenverhängnis und die Erlösung, eine Umsetzung des Bildes vom „herrlichen Unterschied des Gesetzes und der Gnade", das Lucas Cranach der Ältere seit 1529 in mehreren Ausführungen schuf (Abb. 3). Unter Christus am Kreuz, die Gnade symbolisierend, steht Moses mit den Gesetzestafeln. Auf dem engen Kachelblatt ist die Darstellung komprimiert, deren Vorbild in dem um 1540 entstandenen Holzschnitt „Allegorie auf den Alten und Neuen Bund" Peter Dells d. Älteren zu sehen ist. Die Darstellung war in Lüneburg nicht unbekannt. In einem Inventar der Lüneburger Patrizierfamilie Töbing aus dem Jahre 1656 wird ein „Emblema des alten und neuen Testaments auf Bret gemahlet von Lucas Kranach aber gar alt und bröchlig" aufgeführt.

Abb. 6 a und b

Kachelöfen, deren Kacheln Szenen aus der Leidensgeschichte Christi, Darstellungen aus dem Alten Testament, die Zehn Gebote, das Apostolische Glaubensbekenntnis, das Vater Unser, die Passion und schließlich protestantische Fürsten darstellen, werden als Reformationsöfen bezeichnet. Der als Reformationsofen par excellence in die Literatur eingegangene Kachelofen auf Schloss Grafenegg bei Krems, der im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde, weist in der Zone zwischen Ober- und Unterbau des Ofens auf einer Gesimskachel zwei Darstellungen aus der Josefsgeschichte auf: Josef wird aus der Grube gezogen (1. Mose 37, 28) und die Schlachtung eines Ziegenbocks (1. Mose 37, 31). Ebenfalls zu dieser Serie gehört eine weitere Szene, die auf einer Model aus der Töpferei zu sehen ist. Dargestellt sind die Träume Josefs (1. Mose 37, 5-11), (Abb. 4). Die Gesimskachel mit den Szenen aus der Josefsgeschichte gehören ebenso zum Produktionsspektrum der Töpferei wie die im oberen Gesims des Grafenegger Ofens angebrachte Kachel mit der Darstellung der Vertreibung der Hagar (1 Mose 16, 6), (Abb. 5). Die graphischen Vorlagen sowohl zur Josefsgeschichte als auch zur Vertreibung Hagars sind in Radierungen Georg Pencz, die 1544 bzw. um 1543 entstanden, zu sehen. Im Oberbau des Grafenegger Ofens waren Kacheln mit dem Apostolischen Glaubensbekenntnis verbaut. Schrühbrände und Fehlbrände belegen die Produktion auch dieser Kacheln in der Töpferei. Ein Schrühbrand mit der Höllenfahrt Christi und der fragmentarischen Inschrift „GESTIEGEN [...] Z HELLE“ weist die Rahmung Grafenegger Kacheln auf und geht mit seiner Darstellung auf Albrecht Dürers „Christus in der Vorhölle“ aus der Großen Passion (datiert 1510, erschienen 1511) zurück.

Abb. 7 a und b

Am Unterbau des Grafenegger Ofens befanden sich Portraitkacheln: Fürsten des Schmalkaldischen Bundes.

Es verwundert nicht, dass das Portrait eines der Begründer des Schmalkaldischen Bundes, Kurfürst Johann Friedrich I., auf einer Ofenkachel der bereits genannten Töpferei erscheint (Abb. 6). Das Portrait geht auf eine Vorlage von Lucas Cranach d. Jüngeren, 1551 datiert, zurück. Johann Friedrich I. erscheint auch in einer weiteren Version mit Kurzschwert und Hut. Diese Darstellung geht auf eine 1537 geprägte Medaille zurück. In der Ernestinischen Linie folgen Johann Friedrich II. und Johann Wilhelm. In der Töpferei wurden Ofenkacheln mit dem Portrait Johann Friedrich II. hergestellt, Johann Wilhelm

Abb. 8

erscheint auf Ofenkacheln und einem Model (Abb. 7). Beide Portraits gehen wiederum auf Lucas Cranach d. Jüngeren zurück. Besonders der Model mit der Darstellung Johann Wilhelm zeigt eine qualitätvolle Arbeit, die sich detailliert an der Graphik orientiert.
Aus der Albertinischen Linie der Sachsen ist Herzog Georg vertreten (Abb. 8). Über seinem Mantel trägt er die Kollane vom Orden des Goldenen Vlieses. Eine Gemälde Lucas Cranach d. Älteren, 1534 entstanden, kann als Vorlage angesehen werden. Es verwundert, dass Herzog Georg von Sachsen in dieser Serie von Portraitkacheln erscheint, blieb er doch bis zu seinem Tod Gegner religiöser Neuerungen. Für eine Berücksichtigung spricht nicht nur die verwandtschaftliche Beziehung, sondern auch sein Eintreten für eine Disputation zwischen Martin Luther und Johann Eck im Jahre 1518.

Die Lüneburger Töpferei „Auf der Altstadt 29" lieferte das gesamte Bildprogramm eines Ofens, den wir nach dem Vorbild aus dem Schloss Grafenegg als Reformationsofen bezeichnen. Bisher ist nicht bekannt, woher die Töpfer die Model bezogen.
Schließlich fertigten die Töpfer auch noch Kacheln mit dem Portrait des Reformators (Abb. 9). Ein Model stellt Martin Luther in Gelehrtentracht dar. Eine in der Sammlung des Museums für das Fürstentum Lüneburg verwahrte Portraitkachel kann aus diesem Model stammen. Luther hält mit seiner linken Hand ein aufgeschlagenes Buch, in der rechten Hand ein Schreibgerät. Das Portrait trägt die Unterschrift „MARTINV LUTE..", Vorname und Name werden durch die Lutherrose getrennt. Als graphische Vorlage kann ein Kupferstich Heinrich Aldegrevers (1540) gedient haben.
Die Töpferei war auch in der Produktion von Andachtsbildern mit reformatorischen Bildinhalten tätig. Sie formten und brannten für den Lüneburger Künstler Albert von Soest große Tonmodel. Albert von Soest erscheint erstmals 1567 in den Steuerliste der Stadt und wird als Meister

Abb. 9 a und b

bezeichnet. Er starb 1589. Als versierter Schnitzer, der besonders durch seine Arbeiten in der Großen Ratsstube des Lüneburger Rathauses bekannt ist, fertigte er Holzreliefs von etwa 49 x 35 cm Größe (Abb. 10). Diese wurden in der Töpferei geformt. Anschließend produzierte Albert von Soest mit diesen Modeln Papierreliefs in Serie. Auch drei Tonreliefs sind bekannt. Diese wurden sicherlich auch in der Töpferei gefertigt.

Alle Albert von Soest zuzuweisenden Reliefs in Holz, Papier und Ton sind entweder Andachtsbilder oder stellen Persönlichkeiten der Reformation dar. Die Portraitierten sind Matthias Flacius Illyricus, Martin Luther, Erasmus von Rotterdam, Melanchthon, Johann Friedrich von Sachsen und Eberhard von Holle, Abt von St. Michaelis in Lüneburg, Bischof von Lübeck und Verden und Reformator.
Die Produktion in Serie machte diese Bilder wie die weit verbreitete Druckgraphik für eine große Abnehmerschaft verfügbar. Dem Produzenten der Papierreliefs, Albert von Soest, der sicherlich zu seiner Zeit als hervorragender, vom Rat der Stadt Lüneburg engagierter Künstler galt, kann man unterstellen, dass er mit den farblich gefassten Papierreliefs „Imitationen" seiner Holzreliefs anbot. Der Arbeitsaufwand war geringer, das Material preiswerter. Ebenso wie Ton, Wachs und Stein-, Stuck- und Metallguss ermöglicht auch Papiermaché die plastische Vervielfältigung von Bildern – „Bilder für jedermann".

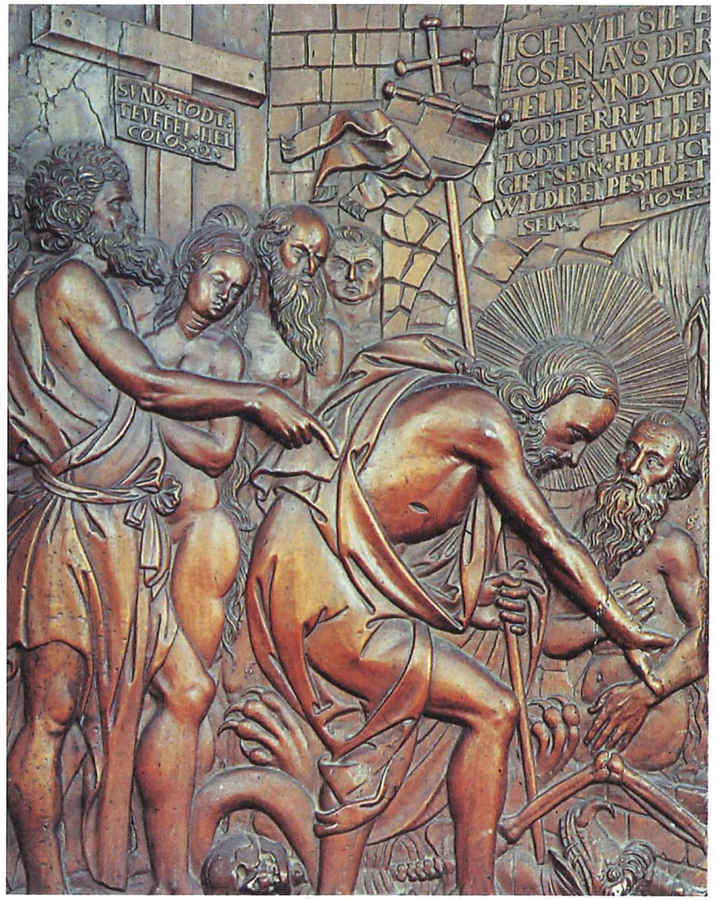


Abb. 10 a und b

In der Töpferei wurden auch Terrakotten produziert. Zwei in der Kloake der Töpferei geborgene Model belegen, dass Terrakotten für das Haus „An der Münze 8A“ im Jahre 1543 und „Am Sande 1“ im Jahre 1548 hergestellt wurden. An beiden Häusern sind Terrakottamedaillons

Abb. 11

mit Szenen aus dem Leben Simsons angebracht, weiterhin am Haus „Lüner Str. 3“: Simson zerreist den Löwen (Ri 14), Simson hebt die Stadttore Gazas aus (Ri 16, 1-3) und Simson und Delila (Ri 16, 4-20), (Abb. 11). Im 16. Jahrhundert stieß die Simsongeschichte wieder auf großes Interesse, etwa bei Lucas Cranach. Auftraggeber dieser seriell gefertigten Kunst am Bau waren vornehmlich Brauer, denen es schon vor der Reformation gelang, in den von den Sülfmeistern dominierten Rat zu gelangen. Da die Simsongeschichte auch eine Auseinandersetzung mit der Kultur der Philister darstellt, wurden die genannten Medaillons vielleicht bewusst in die Fassaden integriert.

Nach diesen Beispielen von Kunst in Serie soll noch auf ein Kelchglas mit Emailbemalung eingegangen werden (Abb.12). Das Glas wurde in Süddeutschland oder Böhmen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gefertigt. Es stammt aus der Kloake, in der auch die oben vorgestellte Annaselbdritt gefunden wurde. Das 14,5 cm hohe Kelchglas zeigt die für den lutherischen Glauben bedeutende Bibelstelle Joh. 3, 14-16, den Vergleich von Christus mit der Ehernen Schlange (4. Mose 21, 4-9). Die alttestamentarische Forderung des Ansehens der am Kreuz hängenden Schlange zur Erlangung irdischen Weiterlebens bekommt den christlichen Sinn, auf die Gnade des ewigen Lebens durch den Glauben an den Kreuztod Christi voraus zu weisen. Die Transparenz des Glases rückt die beiden Motive eng zusammen.

Im archäologischen Material des 16. Jahrhunderts findet sich eine Fülle von Objekten, die religiöse Darstellungen zeigen, doch vermutlich nur wenige sind reformatorischem Bildgedanken und reformatorischer Propaganda verpflichtet.

Für Lüneburg erbrachte die archäologische Erforschung einer Töpferei einen seltenen und äußerst interessanten Befund: die Produktion von Bildern in Serie, die eindeutig der Reformation diente. Die Produktionszeit dieser Objekte ist schwer einzugrenzen, da die Funde aus Befunden stammen, die nicht eng zu datieren sind. Anhand der graphischen Vorlagen kann ein Produktionsbeginn unmittelbar nach der Durchführung der Reformation in Lüneburg angesetzt werden. Die Kooperation mit dem Künstler Albert von Soest spricht für eine Kontinuität bis in das späte 16. Jahrhundert.

Die Frage nach den „Konsumenten“ dieser Produkte ist schwer zu beantworten. Ein Vergleich der in der Töpferei gefertigten Ofenkacheln mit

Abb. 12

vergleichbaren Funden auf städtischen Parzellen fehlt noch. Abnehmer der Produktion von Papierreliefs werden im Bürgertum zu suchen sein. Nur für wenige Papierreliefs sind die ehemaligen Eigentümer nachweisbar. Das Relief mit dem Portrait des Eberhard von Holle befand sich im späten 18. Jahrhundert im Besitz der Lüneburger Patrizierfamilie von Witzendorff. Auch das Relief mit der Darstellung Christi, das 1896 aus dem Lüneburger Hospital zum Gral in die Sammlungen des Museums für das Fürstentum Lüneburg übernommen wurde, war im Besitz einer Lüneburger Patrizierfamilie, der Familie Dassel. Die drei Tonreliefs stammen aus dem Besitz der Lüneburger Saline.

Ofenkacheln beziehungsweise Kachelöfen mit ihren Bildprogrammen, Holz-, Ton- und Papierreliefs als Wandschmuck respektive Andachtsbilder und vielleicht auch Terrakotten als Fassadenschmuck belegen ebenso wie das mit einem bedeutenden reformatorischen Bild versehene Emailglas eine protestantische Identität im privaten und öffentlichen Raum. Eine systematische Auswertung der archäologischen Funde der Mitte / zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wird vermutlich weitere Belege des Einflusses der Reformation auf das bürgerliche Milieu erbringen.

Der Rat der Stadt Lüneburg wandte sich 1533 direkt an Martin Luther mit der Bitte, bei der Suche nach einem geeigneten Nachfolger für den in der Stadt tätig gewesenen Reformator Urbanus Regius zu helfen, „auf dass eine christliche Unterrichtung des Volkes … allhier gehalten werde … zur Ehre Gottes". Dieser christlichen Unterrichtung dienten auch die hier vorgestellten Objekte, die bei Ausgrabungen geborgen wurden.

Literatur

THE ARCHAEOLOGY OF REFORMATION 1480-1580, hrsg. v. David Gaimster u. Roberta Gilchrist. (The Society for Post-Medieval Archaeology Monograph 1) London 2003.

Der Verein Lüneburger Stadtarchäologie e.V. gibt die Schriftenreihen ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG IN LÜNEBURG und DENKMALPFLEGE IN LÜNEBURG heraus.
Folgende Bände sind erschienen:

ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG IN LÜNEBURG
Band 1, 1995 (236 Seiten, 6 Karten, 29 Abbildungen, 27 Tafeln)
ISBN 3-922616-11-9

MARC KÜHLBORN, Ein Glas- und Keramikensemble der frühen Neuzeit.
JULIAN WIETHOLD, Reis, Pfeffer und Paradieskorn: Pflanzenreste des 16. und 17. Jahrhunderts aus der Kloake der Patrizierfamilie von Dassel aus Lüneburg.
CAROLA SCHULZE-REHM, Ergebnisse der archäozoologischen Bearbeitung der Tierknochenfunde aus der Kloake 4 von Fundstelle 17:2, „Auf dem Wüstenort", in Lüneburg.
KLAUS TIDOW, Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Textilfunde aus Lüneburg.

ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG IN LÜNEBURG
BAND 2, 1996
(374 Seiten, 110 teils farbige Abbildungen, 3 Falttafeln)
ISBN 3-932520-00-9

Wolfgang Lehne, Sicherungskonstruktionen am Turm der St. Johanniskirche in Lüneburg. Untersuchungen zu Zielkonflikten zwischen Substanzerhaltung und Sicherung.

ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG IN LÜNEBURG
Band 3, 1997
(193 Seiten, ca. 200 Abbildungen)
ISBN 3-932520-01-7

Andreas Büttner, Steinzeug Westerwälder Art des ausgehenden 16. Jahrhunderts bis 1800 in Lüneburg.

ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG IN LÜNEBURG
Band 4, 1999
(175 Seiten, 62 Abbildungen)
ISBN 3-932520-03-3

EDGAR RING, Denkmalpflege in Lüneburg.
PETER CASELITZ; WOLFGANG LEHNE, Die Segenshauskapelle mit der Gruft der Familie von Dassel in der St. Johanniskirche zu Lüneburg. Bericht über die bauhistorische und osteologische Untersuchung.
HEINER HENSCHKE, Ein Häuserinventar des Michaelisklosters zu Lüneburg aus dem 18. Jahrhundert.
MARC KÜHLBORN, Ein papagoy im blechernen käfig. Lüneburger Inventare als Quelle zur Hausforschung.
HANSJÖRG RÜMELIN, Höhere architektonische Kenntnisse werden nicht gefordert. Stadtbaumeister in Lüneburg 1675-1919.
FRANK BRAUN, Historische Dachwerke der Hansestadt Wismar.
CHRISTINE KRATZKE, Neue Forschungen zur Klosteranlage Dargun unter besonderer Berücksichtigung der durchgeführten geophysikalischen Untersuchungen.
HANSJÖRG RÜMELIN, Die Formsteinsammlung des Museums für das Fürstentum Lüneburg. Mit einer Übersicht zu weiteren Baukeramiksammlungen in Norddeutschland.
GERHARD KÖRNER, Lüneburg als Denkmal.

GLASKULTUR IN NIEDERSACHSEN. Tafelgeschirr und Haushaltsglas vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit.
ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG IN LÜNEBURG
Band 4, 1999
(200 Seiten, ca. 230 farbige Abbildungen)
ISBN 3-89876-100-2

DENKMALPFLEGE IN LÜNEBURG 1999.
LÜNEBURG 1999.
(32 SEITEN, 23 ABBILDUNGEN)
ISBN 3-932520-02-5

KLAUS DREGER, JOACHIM STARK, St. Lamberti – Ausgrabung einer untergegangenen Kirche.
CORNELIA ABHEIDEN, Das ehemailge Brauhaus am Berge 39 – Ein Baudenkmal mit Fassadengeschichte.
JOACHIM STARK, Bauern tanzen ... als werden si rasen(d) ...
MARC KÜHLBORN, „Allerhand Mobilien und Haußgeräth." – Die Kooperation von Archäologie und Geschichte am Beispiel von Lüneburger Haushaltsinventaren.
HEINER HENSCHKE, Das Schiebefenster – ein verschwundener Fenstertyp.
EDGAR RING, Der Dachreiter des Hospitals zum Großen Heiligen Geist.

DENKMALPFLEGE IN LÜNEBURG 2000.
LÜNEBURG 2000.
(64 SEITEN, 53 ABBILDUNGEN)
ISBN 3-932520-04-1

CORNELIA ABHEIDEN, Die Sanierung der Fassade der alten Raths-Apotheke.
PETER FURMANEK, SONJA TOEPPE, Die lange und wechselhafte Restaurierungsgeschichte der Gemälde im Fürstensaal des Lüneburger Rathauses.

HEINER HENSCHKE, Von Fliesenböden des 18. Jahrhunderts in Lüneburg.
JULIAN WIETHOLD, So nym witten ingever, muschatenblomen, paradiseskorne unde neghelken unde stod tosammende... Der archäologische Nachweis von Gewürzen im frühneuzeitlichen Lüneburg.
EDGAR RING, Der verschlossene Mann. Ein Schraubtaler aus der Gruft der St. Lambertikirche.
MARC KÜHLBORN, Sie Ausgrabungen in der St. Lambertikirche. Ein weiterer Vorbericht.
EDGAR RING, Das Musikzimmer der Familie Düsterhop. Eine bemalte Decke des 16. Jahrhunderts.
KAROLA KRÖLL, „ ...allwo das löble Topffer-Handwerck ehrlich gehalten wird..." Keramikfunde aus der Kloake der frühneuzeitlichen Töpferei „Auf der Altstadt 29" in Lüneburg.

DENKMALPFLEGE IN LÜNEBURG 2001.
LÜNEBURG 2001.
(85 SEITEN, 68 ABBILDUNGEN)
ISBN 9-932520-05-X

CARSTEN BÖTTGE, STEFFEN KAMPE,
RITA RIEMANN, Das Fahrtknechthaus Hinter der Bardowicker Mauer.
HEINER HENSCHKE, Eine Landschaftstapete des 19. Jahrhunderts.
KAROLA KRÖLL, Ornamentierte Bodenfliesen der frühen Neuzeit in Lüneburg – eine kleine Auswahl.
URSULA SCHÄDLER-SAUB, YVONNE ERDMANN, ISABELLE HAMANN, BETTINA NIEKAMP, MELANIE POTSCHIEN, ANKE SCHMITT, KIRSTEN SCHRÖDER, Erforschen und erhalten – Archivrecherchen und restauratorische Untersuchungen in der Gerichtslaube und in der Alten Kanzlei des Lüneburger Rathauses.
MARKUS TILLWICK, „Daniel Fresen dem Maler vor allerhande arbeitt..." Die bemalte Holzdecke von 1598 im ehemaligen ersten Obergeschoss der „Alten Raths-Apotheke" in Lüneburg.
MARIANNE KRÖPKE, Von der Ratsschule St. Johannis zur Johannes-Rabeler-Schule.
MARC KÜHLBORN, St. Lamberti – Neues von Lüneburgs untergegangener Kirche.
EILIN EINFELDT, DANA VICK, „Vor der Sülzen in St. Lamberti Kirch begraben". Die Bestattungen der St. Lamberti-Kirche: Ein Vorbericht.
EDGAR RING, Wie alt sind Lüneburgs Häuser? Datierungen mittels Dendrochronologie.

DENKMALPFLEGE IN LÜNEBURG 2002.
LÜNEBURG 2002.
(96 SEITEN, 73 ABBILDUNGEN)
ISBN 3-932520-07-6

BodenBlicke – 11 Jahre Stadtarchäologie in Lüneburg 36 Beiträge

DENKMALPFLEGE IN LÜNEBURG 2003.
LÜNEBURG 2003.
(80 SEITEN, 44 ABBILDUNGEN)
ISBN 3-932520-08-4

EDGAR RING, Die Suche nach dem ersten Lüneburger Rathaus. Neue Erkenntnisse zur Baugeschichte.
BERND ADAM, MICHAEL A. FLECHTNER, Neue Funde zur Baugeschichte des Kämmereiflügels am Lüneburger Rathaus.
GERRIT SCHLÖRER, Die Große Kommissionsstube im Lüneburger Rathaus.
KIRSTEN SCHRÖDER, MARKUS TILLWICK, Die Deckenmalerei der Gerichtslaube im Wandel der Zeit. Neue Erkenntnisse zur Entstehungs- und Restaurierungsgeschichte im Lüneburger Rathaus.
EDGAR RING, Die Heißluftheizung in „des rades dornsen". Häusliche Wärmequellen in Lüneburg.
FALK-REIMAR SÄNGER, Turmuhren in Lüneburg und Umgebung.

LÜNEBURGER STADTARCHÄOLOGIE E.V.
In der Techt 2a
21335 Lüneburg
www.stadtarchaeologie-lueneburg.de

Autoren:

Birthe Haak M.A.
Bovestr. 45
22043 Hamburg

Ralf Kluttig-Altmann M.A.
Zum Kleingartenpark 41
04318 Leipzig

Dr. Eckhard Michael
Museum für das Fürstentum Lüneburg
Wandrahmstr. 10
21335 Lüneburg

Dr. Edgar Ring
Stadt Lüneburg, Denkmalpflege
Am Ochsenmarkt
21335 Lüneburg

Dana Vick M.A.
Steilshooper Str. 209
22307 Hamburg

Dr. Julian Wiethold
Landesamt für Denkmalpflege Hessen
Sachgebiet Naturwissenschaften
Schloss Biebrich, Ostflügel
D-65203 Wiesbaden